

Der Wolgadeutsche im Spiegel seines Brauchtums

Eduard Seib †

Allen Wolgadeutschen gewidmet

Pastor E. Seib wurde am 26. 12. 1872 in Bergdorf bei Odessa geboren. Er besuchte das Gymnasium in Cherson, studierte in Dorpat Theologie und machte 1897 sein Kons.-Examen in Moskau; ordinierte in Saratow, war Pastor in Ust-Solicha, Rektor in Talowka, Pastor in Warenburg, Saratow und Taganrog-Jeisk. 1938 nach Kasachstan verschickt — dort verschollen. Seine Aufzeichnungen über das Brauchtum der Wolgadeutschen machte P. Seib 1914, als er Pastor in Warenburg war. Wir beließen die Schilderung in der Gegenwartsform, so, wie sie von ihm niedergeschrieben worden war.

Schriftleitung

Einführung

Es ist in den Wolgakolonien altes Kulturgut vorhanden, verschiedene Sitten und Gebräuche, Glaube und Aberglaube, die im Mutterlande schon nicht mehr lebendig sind. Für Ethnographen, Geschichts- und Sprachforscher dürften daher die Wolgakolonien als Fundgrube dieser Dinge gelten. Die Zeiten ändern sich heutzutage schnell, und es besteht Gefahr, daß diese Fundgrube bald verschüttet sein

wird. Die wolgadeutschen Gelehrten sind bereits an der Sammelarbeit, um Zeichen dieser versinkenden Kultur für die Nachwelt zu erhalten. Meine Arbeit will ein kleiner Beitrag dazu sein. Sie umfaßt freilich nicht alle Kolonien, es sind nur die protestantischen, die evangelisch-lutherischen und reformierten darin berücksichtigt. Aber sie umfaßt das Leben der Kolonisten von der Wiege bis zur Bahre und beschreibt die Sitten und Gebräuche der Wolgadeutschen bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges im Jahre 1914.

Ihr ausgewanderten Wolgadeutschen aber, die Ihr in Nord- oder Südamerika oder sonstwo seid, empfangt diesen Beitrag als einen Gruß aus der alten Heimat an der Wolga. Möge er Euch Freude bereiten und das Bewußtsein und den Vorsatz in Euch stärken: auch wir sind Wolgadeutsche und wollen es bleiben.

Ich spreche noch meinen herzlichen Dank all denen aus, die mir bei der Sammlung des Stoffes geholfen haben, insbesondere Herrn Pastor Johannes Erbes, den Herren Georg Leisle und Peter Kramer in Warenburg.

Der Verfasser

I. Die Kinderstube

Da es in den Wolgakolonien keine Sumpfe gibt, sieht man dort auch keine Störche. Deshalb ist dieser Philosoph unter den Vögeln als Kinderbesorger nur aus Malbüchern und Erzählungen bekannt. Die Kinder bringt in den Wolgakolonien die „Großmutter“ oder „Altmotter“, auch „Eller“ oder „Frache“ (Frauchen) genannt, eine ältere Frau aus dem Dorfe, die durch Stimmenmehrheit von einer Versammlung aller Dorffrauen zum Hebammendienst gewählt wird. Je nach Größe der Dörfer versehen diesen Dienst drei bis sechs und mehr Frauen. Erst in jüngster Zeit werden von der Krone geschulte Hebammen angestellt, die deshalb auch „Kronsammen“ heißen.

Die Altmotter „fischt“ die Kinder aus einem tiefen Brunnen. Wenn diese bei ihrer Ankunft im Hause schon ältere Geschwister vorfinden, so suchen sie sich bei ihnen einzuschmeicheln durch kleine Geschenke wie Zucker oder Konfekt, die in der Wickelschnur versteckt sind und am nächsten Morgen bei der Betrachtung des neuangekommenen Brüderchens oder Schwesterchens zum Vorschein kommen. Das Neugeborene ahnt wohl schon, daß es im späteren Leben auf die Geschwister stark angewiesen sein wird, und sichert sich von vornherein ihre Liebe.

Der Wöchnerin legt man gleich nach der Geburt ein Gesangbuch unter das Kopfkissen, um sie vor bösen Geistern zu schützen. Wie die Mutter, so muß auch das Kind vor diesen bösen Mächten bewahrt werden. Man brennt deshalb in den Häusern bis zur Taufe des Kindes jede Nacht Licht, um sie fern zu halten. Die Windeln und andere Wäsche des Kindes darf nur die Altmotter waschen und aufbewahren, denn sie versteht so manches Sprüchlein gegen die Unholden. Sie rät auch den Eltern, vor der Taufe nichts zu verleihen oder zu verkaufen, denn es könnte mit den verliehenen oder verkauften Gegenständen zugleich das ganze Glück des Hauses fortgegeben werden . . .

Um die Entwicklung des Neugeborenen zu beeinflussen und zu fördern, legt man ihm verschiedene Gegenstände unter das Kopfkissen in der Wiege. Soll es ein frommes und gutes, oder auch ein gelehrtes Menschenkind werden, so wird, wie bei der Mutter, ein Gesang-

buch oder ein Neues Testament verwendet. Für praktische Berufe werden verschiedene Werkzeuge benutzt und für häusliche Berufe Gegenstände aus Haus oder Küche.

In den ersten Lebenstagen werden dem neuen Erdenbürger Paten — Petter und Göt — gewählt und, falls das noch nicht vorher geschehen ist, ein Name gesucht. Es werden gewöhnlich vier bis sechs Taufpaten gewählt, und die Altmotter wird gebeten, die Gewählten davon in Kenntnis zu setzen. Die Verpflichtungen der Paten beginnen schon vor der Taufe. Die Altmotter hat sie bei der Meldung scherzweise daran erinnert, sie wissen es aber auch ohnedies: Sie müssen der Wöchnerin drei- bis viermal Essen und Trinken bringen. Da will dann jede Göt sich auszeichnen; es beginnt ein Wett-eifern der Gevattersleute untereinander, was der Wöchnerin sehr zugute kommt. Das Gevatteressen besteht aus einer Hühnersuppe mit Nudeln, einer Schnitzsuppe mit Kröppeln, einer Brotsuppe mit Riwwelkuchen, einer Rahmsuppe mit Pfannkuchen, Waffeln, Kaffee oder Tee. Außerdem beschenken sie Mutter und Kind mit allerlei Gutem und Schönerm.

Die Wahl des Namens fällt dem Elternpaar gewöhnlich nicht schwer, denn jedes Dorf hat seine überlieferten Lieblingsnamen. Während z. B. in einem Dorfe die Namen Konrad, Franz, Wilhelm, Paul oder August ganz fehlen, wimmelt es davon im Nachbar-dorfe. In manchen Dörfern sind biblische Namen besonders gebräuchlich. Mit großer Vorliebe werden den Kindern doppelte und dreifache Namen gegeben, die dann im täglichen Gebrauch abgekürzt werden, etwa wie folgt:

Johann Georg Friedrich — Hanjerkfrisch

Johann Wilhelm — Hannwillem

Christina Elisabeth — Kristenlies

Anne Marie Katharina — Annemrik

Wie im alten Israel bekommt der erstgeborene Sohn meist den Namen des Vaters und die erstgeborene Tochter den der Mutter. Da in den Wolgakolonien die ganze Familie mit verheirateten und unverheirateten Gliedern bis zum Tode des Hausvaters zusammenbleibt und so 3 bis 4 Geschlechter miteinander unter einem Dache wohnen, entstehen natürlich mancherlei Verwechslungen. Man hilft sich durch Verkleinerungssilben. So hatte einmal ein Schlingel etwas verbrochen. Ein Lachen, Schelten und Raten hin und her: Wer ist's?

Wer kann's gewesen sein? Da steht der ehrwürdige Patriarch des Hauses „Vetter Konrad“ auf und entfernt sich schmunzelnd mit den Worten: „Dies war mei'm Konrad sei'm Kondraschka sei' Kondraeschkelche.“

Nachdem nun Paten und Name des Kindes gewählt sind, begibt sich sein Vater zum Schulmeister, um es ins Taufbuch eintragen zu lassen. Die Taufe findet wenn möglich am Sonntag nach der Geburt statt. Ist der Pastor an diesem Tage auswärts beschäftigt, so wird die Taufe um zwei bis vier Wochen verlegt, oder sie wird im Falle einer schweren Erkrankung des Kindes vom Schulmeister oder der Hebamme als „Nottaufe“ vollzogen, die später vom Pastor bestätigt wird, wenn das Kind am Leben geblieben ist.

Getauft wird regelmäßig in der Kirche, entweder während des Gottesdienstes, vor oder mitten in der Anfangsliturgie, oder nach dem Gottesdienst. Eine der Gevatterinnen holt das Kind aus dem Elternhaus. Beim Abschied von der Mutter sagt sie: „Einen Heiden trage ich fort, und einen Christen bringe ich wieder“, und trägt das Kind, ohne sich unterwegs aufzuhalten, in die Kirche. Das Kind hat ein weißes Taufkleidchen an mit einem rosa oder hellblauen Band um das Leibchen; auch trägt es ein weißes genähtes oder gehäkelttes Häubchen auf dem Köpfchen mit Glasperlenschmuck oder einem Bändchen. Im Kleidchen ist ein Zettel mit dem Vers: „Christi Blut und Gerechtigkeit“ oder auch bloß der gedruckte, aus einem Buch herausgeschnittene Name „Jesus“ in drei Exemplaren als Schutzmittel verborgen. Im Winter ist das Kind natürlich noch in eine warme Decke gehüllt. In der Kirche stellen sich alle Taufpaten in bunter Reihe um die Taufschüssel, die vor den Altarkanzellen auf einem dreibeinigen Tischchen steht. Während des Taufliedes wird der Täufling vom Petter der Göt und von dieser wieder einem Petter usw. bis zum letzten auf den Arm gelegt. Ist das Kind männlichen Geschlechts, so ist dieser letzte einer der Petter, im anderen Fall ist es eine Göt. Diese letzten halten das Kind „über die Taufe“. Es ist aber nicht die Göt, die das Kind in die Kirche gebracht hat. Bei der Taufhandlung hilft die Altmutter immer mit; sie nimmt das Kind den Paten ab und reicht es entweder dem Pastor, so in den reformierten Gemeinden, oder hält es selbst dem Pastor zum Taufen hin. Dann

übergibt sie es einer dritten Göt, die das Kind den Eltern zurückträgt. Mit ihr begeben sich auch die anderen zum „Kindbett“ oder zur „Kindstaufe“, einer kleinen Festlichkeit im Elternhaus. Beim Eintritt sprechen sie alle ihre Glückwünsche aus und nehmen dann an der gedeckten Tafel Platz. Es wird ein gutes Mittagessen oder oft auch nur Kaffee aufgetragen. Nach beendeter Mahlzeit nimmt man Abschied mit den Worten: „Mer danke vor Essa und Trinka“, worauf die Hausleute sie händeschüttelnd entlassen: „Mer danke aach“.

Sechs Wochen nach der Geburt findet der erste Kirchgang der Mutter statt. Bei dieser Gelegenheit wird sie ins Kirchengebet mit eingeschlossen oder „ausgesegnet“. Sie stellt sich vor Beginn der Liturgie vor die Altarkanzellen und empfängt unter Gebet der versammelten Gemeinde den Segen. Durfte sie schon während der Schwangerschaft nicht viel ausgehen, um sich nicht unangenehmen Begegnungen, einem Schreck oder sonstwas Absonderlichem auszusetzen, (sie hätte sich dabei „versehen“ können), so darf sie sich auch während der ersten sechs Wochen nicht auf der Straße zeigen; sie wird sonst „verhext“ und von bösen Geistern übel geplagt.

Selbstverständlich bekommt jedes Wolgakind die Muttermilch. Künstliche Ernährung wird höchstens auf ärztliche Anordnung angewandt und das ungerne. Zur Beruhigung es schreienden Kindes wird ihm entweder ein Gummisauger oder ein „Lutscher“ oder „Suckler“, bestehend aus einem reinen weißen Läppchen, gefüllt mit aufgeweichtem Weizenbrot und Zucker, gereicht. Daß dieser „Lutscher“ allen hygienischen Forderungen entspricht, kann man nicht behaupten, obwohl er täglich gewaschen wird. Wenn man die Leute darauf aufmerksam macht, so kann man die Entgegnung hören: „Das haben sich die Ärzte ausgedacht, um dem Bauern das Geld aus der Tasche zu ziehen. Wir sind dabei groß geworden und unsere Kinder werden es auch.“ So ungefähr verteidigt der Wolgadeutsche sein Althergebrachtes.

Auch beginnt man zu früh, das Kind mit harten Speisen zu füttern. Kann dann das arme Wurm nicht ruhig sein und schreit beständig, weil es Blähungen bekommt, „anwächst“, anschwillt, so gibt es ja dagegen viele Mittel und Mittelchen, die von jeher erprobt sind und sich als heilkräftig erwiesen haben. Man be-

wickelt beispielsweise so ein winselndes Kind, legt es auf eine Ofenschippe und schiebt es auf eine Viertelstunde in den Backofen, nachdem das frischgebackene Brot eben herausgenommen ist. Stellt sich jedoch heraus, daß das Kind „berufen“ ist, was durch dreimaliges Bedecken der Stirn festgestellt wird (wenn diese salzig ist, so ist das Kind behext), dann werden andere Behandlungsweisen angewandt. Man zieht etwa dem Kind das Hemd über den Kopf ab und hängt es über Nacht links auf die Stubentür, oder man legt ihm in die Wiege Stroh aus einem Schweinenest mit neun Sorten Stahlmesser, Gabeln und dergleichen. Kann das Kind mal nicht schlafen und schreit, so werden von den vier Hausecken Splitter abgeschnitten, ebenso von drei Tischecken, Brot und Salz, noch etwas Kesselruß genommen, das alles in ein Lämpchen genäht und an ein Schnürchen gebunden. Das Schnürchen wird ungezählte Male geknüpft und dann nach draußen geschleudert. Oder man trägt am Abend das Kind in den Hühnerstall und spricht: „Ich gebe noch einen Krischer, und ihr gebt mir ein Schläfendes.“ Oder man geht schweigend in den Wald und spricht: „Guten Abend Waldweib! Laß meins schweigen und deins schreien.“ Überhaupt weiß man sich bei Kinderkrankheiten gut zu helfen. Hat etwa das Kind Herzgespann (Herzgespann, auch schreiende Gichter genannt, scheint dasselbe zu sein wie „angewachsen“, d. h. ein bei gewissen Magenkrankheiten vorkommendes Gefühl von Herzbeklemmung, welches sich mit Schmerzen in der Magengrube und dem Gefühl des Aufgetriebenseins verbindet, bei Kindern entstanden durch Überfütterung), so wird es seinem Vater dreimal durch die gespreizten Beine gesteckt, wobei die drei höchsten Namen ausgesprochen werden. Freilich bringen auch viele Eltern ihre kranken Kinder zum Arzt. Trotzdem ist die Kindersterblichkeit recht groß. Man tröstet sich damit, daß „sie bei dem lieben Gott gut aufgehoben seien“. Freilich ist es bei aller Sauberkeit nicht immer zu vermeiden, daß sich dann und wann einmal ein Schmarotzer auf dem Köpfchen des jungen Erdenbürgers einfindet. Die erste Laus nun muß auf der Bibel getötet werden, damit das Kind recht klug werde. Und daran liegt dem Wolgadeutschen viel. Ein kränkenderes, beleidigenderes Schimpfwort als „dumm“ gibt es für ihn nicht. Alles kann er vergessen und

verzeihen, dies niemals. Darum möchte er auch seinen Sprößling vor diesem Schimpfwort bewahren. Allerdings sieht er es auch gern, wenn sein Junge zu einem starken, „stämmigen“ Kerl heranwächst, der keine Beleidigung auf sich sitzen lassen wird. Es dürfen daher dem Kind vor Ablauf des ersten Lebensjahres weder die Haare auf dem Kopf noch die Nägel an Händen und Füßen beschnitten werden, damit sich eine ganz besondere Kraft und Stärke in ihnen entwickle. Im äußersten Notfall dürfen die Nägel abgebissen werden. Ebenso gern will der Wolgabauer eine sittliche Persönlichkeit aus seinem Kind machen, weshalb es während des ersten Jahres z. B. nicht durchs Fenster hinausgehoben werden darf; es wird sonst unfehlbar ein Dieb.

Doch kennt der Wolgakolonist auch noch andere, für den Zögling fühlbarere Erziehungsmittel. Das sind vor allem die mütterlichen Klapse. Da diese meist von einer liebenden und zarten Hand ausgeteilt werden, regen sie den Sprößling nicht sonderlich auf, er überlegt sich's eine Weile, ob er „heulen“, „greinen“ soll, drückt mit seinem Fäustchen ein paar Tränen aus dem Auge und geht dann womöglich lächelnd seiner Wege. Viel peinlicher wird die Geschichte, wenn durch Trotz, Eigensinn und Ungehorsam die Drohung der Mutter in Erfüllung geht: „Wart, ich sag's 'm Vatter!“ Der hält es nämlich mit der Weisheit Salomos, schwingt den „Stab Moses“ und denkt: „Kein Hieb ist verloren, höchstens der, der aus Versehen danebengeht.“ Da hat der Knirps nicht nötig, sich gewaltsam die Tränen aus den Augen zu drücken, sie strömen schon vorher „in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen“, wenn er sich, Höllenangst im Blick, dem Vater nähert, und noch lange, lange nachher. Im übrigen beschränkt sich die erzieherische Tätigkeit des Vaters auf das Verbot des Unerlaubten und auf das Schelten, wenn es in der Kinderstube zu laut hergeht oder dergleichen. Erst wenn sein Bübchen, sein „Knechtche“, größer geworden, lehrt er es das Reiten, Fahren, Aus- und Einspannen, Viehfüttern, Ackern, Säen, Mähen, kurz, er führt ihn allmählich in die „Bauerei“ ein. Die Mädchen lernen die Frauenarbeiten bei den Müttern. Die Haupterzieher in der Kinderstube sind jedoch die halbwüchsigen Geschwister und die Großmutter, die Herrin des Hauses.

Halbwüchsige Kinder gibt es wohl in jedem Hause. Wenn der erstgeborene Sohn heiratet, sind immer noch kleine Geschwister von ihm da; heiratet ein Jüngerer, so hat der Ältere schon Kinder. Diese 6—12jährigen Kinder bemuttern schon den Säugling, schleppen ihn auf den Armen umher, schaukeln ihn in den Schlaf, ohne und mit Gesang, etwa dem bekannten:

Schlaf, Kindchen, schlaf,
Der Vater hüt' die Schaf,
Die Mama sitzt im Kämmerche
Und flickt die alten Hemmerche.
Schlaf, Kindchen, schlaf.

Oder:

Eia, Popeia, schlag 's Gickele tot,
Es legt mer kei' Eier
Und frißt mer mei' Brot.
Rufen wir ihm dann
Die Federchen raus,
Machen dem Kindchen
Ein Bettchen daraus.

Und andere.

Die Halbwüchslinge sind es auch, von denen das Kind sprechen lernt und überhaupt die ersten geistigen Anregungen empfängt, wenn es etwa seine Finger abzählt und sie unterscheidet lernt:

Kläfingersche,
Goldringelche,
Langhals,
Butterschlecker,
Läuseknacker!

Oder:

Tanz, Mädél, tanz,
Dei' Schuh sin' noch ganz.
Laß dich's net gereue,
Der Schuster macht noch neue.
Tanz, Mädél, tanz.

Sie führen den kleinen Erdenbürger im Haus und Hof, Stall und Garten umher, zeigen ihm auch die Straße mit ihrem Leben und ihren Gefahren, warnen ihn vor bösen Menschen, auf daß er in einem unbewachten Augenblick nicht allein auf die Straße gehe, etwa so:

Hie, ha, ho,
Der Zimmermann ist do!
Er geht die Straße ruf und rab
Und holt die klane Kinnerchen ab.
Hie, ha, ho,
Der Zimmermann ist do!

Sie schützen ihn vor Unfall und beruhigen ihn, wenn er sich weh getan:

Hale, hale sege!
's nix da gelege;
Hale, hale, Gänsedeck,
Bis morgen früh ist alles weg.

Kurz, sie führen ihn in das Alltagsleben mit seinen Freuden und Leiden ein.

Die Großmutter dagegen kümmert sich mehr um sein inwendiges Leben. Sie ist es, die dem Kind zuerst die Händchen faltet und es beten lehrt, sie bringt ihm beim Spinnrad oder Strickstrumpf die „Gebotter“ (die 10 Gebote) bei und erzählt ihm die schönen Märchen und die hübschen biblischen Geschichten. Sie lehrt es auch singen. So manchen Abend sitzt sie wohl am Tisch oder auf dem Bettrand und um sie die ganze Schar der Kinder, alle mit gespannter Aufmerksamkeit ihrer Erzählung lauschend. Besonders ist das vor Weihnachten der Fall. Da wird ja schon wochenlang vorher von den Erwachsenen gearbeitet, genäht, gestrickt und gehäkelt. Die haben dann keine Zeit für die Kinder und sind froh, wenn die Großmutter sie ihnen abnimmt. Es klingt dann Kindergesang durch das Haus, an dem sich auch die Erwachsenen beteiligen, vor allem sind es die schönen Weihnachtslieder, die dem „Christkindchen“ vorgesungen werden sollen; die Kleinen können sie gar nicht oft genug singen und hören. Bei dem Namen „Christkindchen“ glänzen die Kinderaugen. Es entsteht ein Fragen hin und her: Wird's auch zu uns kommen? Bringt's uns auch was mit? Und ein Singen:

Christkind, liebes Herz,
Was hast du unter deinem Scherz?...

Es kommt aber nur zu braven Kindern. Die Großmutter nimmt die Gelegenheit wohl wahr, den einzelnen ihre Unarten und Fehler vorzuhalten. Die versprechen, sich zusammenzunehmen, und gehen, in seligen Vorgefühlen schwelgend, müde zu Bett.

Am Christabend geht alt und jung, groß und klein in die „Christkerch“. Manche Mutter nimmt sogar ihr „Brustkind“ mit, wenn schon in der Kirche eine Bescherung der Kleinen stattfindet. Nur wenige bleiben als Wächter der ganz Kleinen zu Hause. In der Kirche stehen vor dem Altar ein oder zwei Christbäume im strahlenden Kerzenlicht, das sich in den Augen der andächtigen Menschen wiederspiegelt. Sie sind geschmückt mit allerlei bunten Glaskugeln und Schnüren, mit bunten Fähn-

lein und dergleichen. Manchem der Kleinen entlockt der Anblick einen Freudenton . . . Aber das Schönste kommt zu Hause. Da wird in vielen Häusern ein kleines Weihnachtsbäumchen angezündet, wenn die Familie aus der Kirche kommt. Es ist eine Fichte oder Tanne, die aus der nahen Stadt geholt wird, oder auch ein rechtzeitig ins Wasser gestelltes Kirschbäumchen, das dann zu Weihnachten gerade blüht. Oft wird es auch noch mit buntem Papier umwickelt. Wenn sich nun alle um das strahlende Bäumchen, den Tisch versammelt haben, wird vom Hausvater oder der Hausmutter das Weihnachtsevangelium noch einmal gelesen, dann werden Weihnachtslieder gesungen, und schließlich geht es ans Bescheren. Dies besorgt die Mutter der Kinder oder das „Christkindchen“: eine niedliche Mädchengestalt in weißem Kleid und dichtem weißen Schleier vor dem Gesicht oder auch nur mit weißen Tüchern behangen, die durch hübsche farbige Bändchen aneinander befestigt sind. Während der Andacht oder des Singens hört man plötzlich ein leises Klopfen am Fenster. Es wird still in der Stube. Da hört man's von draußen fragen: „Darf das Christkindchen auch hineinkommen?“ Die Mutter bejaht und geht auch schon dem Christkindchen entgegen. Erwartungsvoll, zwischen Angst und Freude, starren die Kleinen nach der Tür, hinter der die Mutter eben verschwunden ist. Die führt unterdessen das Christkindchen ins Nebenzimmer und überreicht ihm die Geschenke für die Kinder. Endlich kommt es vollbeladen mit der Mutter herein, hat aber auch ein Bündel Ruten, mit einem hübschen Bändchen zusammengebunden. Das erste, was es sagt, ist:

Wo böse Kinder sein,
Da schlag ich mit der Rute drein!

Es zieht eine Rute aus dem Bündel und fordert die Kinder auf, diese Rute zu küssen und dann zu „beten“. Nun kommen sie der Reihe nach heran — es sind ja gar keine bösen Kinder da — jedes küßt die Rute und schaut dem Christkindchen treuherzig in die Augen, faltet die Händchen und sagt eins der schönen Weihnachtslieder oder ein auswendig gelerntes Gebetlein auf. Es wird dafür gelobt und bekommt sein Geschenk. Sollte sich aber doch eins finden, das die Rute nicht küßt und nicht „betet“, dann bekommt es außer seinem Geschenk auch die Rute, wohl mehr für den Va-

ter im Bedarfsfalle. Dann verschwindet das Christkind; es muß ja noch zu vielen anderen Kindern. Die Kleinen aber besehen und zeigen einander ihre Geschenke. Bei Kinderjubiläum und stiller Freude der Erwachsenen brennen die Weihnachtskerzen immer tiefer und tiefer . . .

Am nächsten Morgen wimmelt es auf der Straße von Kindern. Ein jedes hat ein größeres oder kleineres Täschchen an einem Band über die Schulter hängen. Sie gehen zu Petter und Göt, um auch von denen ihre Weihnachtsgeschenke zu holen. Diese bestehen aus „Bretzeln“, meist gekauftem Gebäck, „Zuckerle“ (Konfekt) oder einer kleinen Münze. (In Balzer bringen Petter und Göt ihren Patenkindern die Geschenke am 1. Weihnachtstage nachmittags ins Haus.)

Am Altjahrsabend kriegen die unartigen Kinder, besonders die bösen Buben, das Gruseln. Den ganzen Tag schon sind sie etwas gedrückter Stimmung. Es ist so unheimlich still. Sie halten sich an den Rockschoßen der Mutter oder Großmutter fest. Je näher der Abend kommt, desto unheimlicher wird ihnen zumut . . . Plötzlich läßt sich aus dem Vorhaus ein fürchterliches Gepolter und Gerassel hören. Ein Etwas gebärdet sich da draußen ganz unbändig, seine Stimme gleicht der eines wilden Tieres. Ohne anzuklopfen reißt es alle Türen auf und steht auch schon vor den erschreckten Kindern: der Pelznickel, auch Neujahrsbock genannt. Hatte nicht die Mutter des öfteren bei Ungehorsam drohen müssen: „Wart nur, der Pelznickel kommt!“? Jetzt steht er leibhaftig da, angetan mit einem großen, dicken Schafspelz, den Kopf bedeckt mit einer riesigen Zottelmütze, mit weißen borstigen Augenbrauen, einem ungeheuren weißen Schnurbart und einem über die ganze Brust herabwallenden weißen Bart im Gesicht, so daß man nur die Augen sieht. Oder auch in einer Bären- oder Bockslarve, halb Mensch, halb Tier, um den Hals eine schwere Kette, an der Seite einen langen Sack mit Inhalt hängend, in der Hand einen respektgebietenden Stock. Was will der Schreckliche? Er holt aus seinem Sack etwas Naschwerk und lockt damit die Kinder zu sich heran, dann erwischt er einen von den unartigen Jungen, die er natürlich gut kennt, und bläut ihn gehörig durch, hängt ihn an seine Kette oder läßt ihn in diese hineinbeißen. Die anderen Schlingel ver-

stecken sich unter fürchterlichem Geschrei, aber es hilft ihnen nichts. Der Pelznickel schleppt sie aus ihrem Versteck hervor und erteilt jedem sein verdientes Maß Prügel. Auch Erwachsenen teilt er manchmal seine Hiebe aus. Mit demselben Lärm, mit dem er kam, entfernt er sich dann. Denn er hat noch anderswo seines Strafamtes zu walten. Mancher böse Schlingel soll durch ihn schon ganz brav geworden sein. (In einigen Gemeinden erscheint der Pelznickel zusammen mit dem Christkindchen.)

Am Neujahrsmorgen, sehr früh, nachdem man den Eltern „das Neujahr angewünscht“ hat, geht man zu den Paten, auch zu Verwandten und guten Bekannten, um ihnen „das Neujahr anzuschicken“. Aus voller Kehle klingt's dann: „Guten Morgen, Petter und Göt! Ich wünsch Euch ein glückseliges neues Jahr, Gesundheit, Friede und Einigkeit, ein langes Leben und die ewige Seligkeit!“ Das ist der gebräuchlichste Neujahrswunsch. Es gibt aber noch viele andere, lange und kurze, von denen ich einige anführen will:

I. Wieder ist ein Jahr zu Ende,
Aber Gottes Liebe nicht;
Seine treuen Segenshände
Sind ja stets auf uns gericht't.
Er bleibt gnädig immerdar,
Auch in diesem neuen Jahr.
In das Meer der Ewigkeiten
Sank es hin, das alte Jahr,
Einer bleibt für alle Zeiten
Ewiglich unwandelbar.
Seine treue Segenshand
Führt uns ins gelobte Land.
Jahre schwinden, Jahre kommen,
Glück und Unglück zieht durchs Land.
Was die Zeit uns hat genommen,
Gottes Liebe hat Bestand.
Mag nun kommen Freud und Leid,
Wir sind sein zu aller Zeit.
Wieder ist ein Jahr zu Ende,
Doch des Herzens Glaube nicht.
Jetzt an dieser Jahreswende
Strahlt uns hell das Hoffnungslicht.
Trifft uns Glück, trifft uns Gefahr,
Gott steht bei uns immerdar.
Und von dieser Hand getragen,
Zieh'n wir weiter unsere Bahn;
Nach den schweren Erdentagen
Geht es endlich himmelan.
Bleibet er nur unser Hort,
Sind wir sicher hier und dort.

Gottes Segen sei beschieden
Euch im Lauf der Zeit,
Glück und Heil und Himmelsfrieden
Wünsche ich euch allen heut'.
Gott zum Gruß im neuen Jahr,
Ich wünsche euch ein fruchtbar Jahr!

II. Schön' guten Morgen in aller Früh!
Euret wegen bin ich hie.
Ich hab mich diese Nacht besonnen,
Was heut für ein Tag wird kommen.
Ihr guten Freunde, all' zusammen,
Ich wünsche euch in Jesu Namen
Aus vollem Herzen, rein und klar
Ein gnadenreiches, neues Jahr.
Daß Fried und Freud hienieden
Euch immer sei'n beschieden.
Gott gebe euch statt Traurigkeit
Viel Gnade und Barmherzigkeit.
Gott wache über groß und klein
Durch seine lieben Engelein.
Daß euch nichts Böses widerfahre
In diesem ganzen neuen Jahre.
Wenn aber sollt' ein Trauerleben
In eurem Hause sich erheben,
Dann sei dies euer Trost allein:
Gott schenkt euch wieder Freude ein.
Gott laß euch leben viele Jahre
Und endlich tragen graue Haare;
Und wenn ihr einst seid müd' geworden,
Und wenn ihr müßt durch Todespforten,
So führ euch Jesus aus der Welt
Ins rechte frohe Himmelszelt.
Dort wird dann sein ein neues Jahr
Mit tausend Freud' und Hallelujah!

III. Nun ist's dahin, gar schnell vergangen
Das alte Jahr voll Freud und Leid
Mit seinem Hoffen, seinem Bangen,
Ein neuer Schritt zur Ewigkeit,
Ein Amen auf des Jahres Schlusse.
Doch zum Beginn im neuen Jahr
Bring ich mit freud'gem „Gott zum Grusse“
Euch meine besten Wünsche dar.
Geliebte Freunde all zusammen
Ich wünsche euch in Jesu Namen
Aus meinem Herzen offenbar
Ein friedreiches neues Jahr.
Ein Jahr voll lauter Freud' und Leben,
Wo keine Trauer darf durchschweben.
Soll aber euch was sein beschlossen,
So nehmt es nur ganz unverdrossen;
Wir dürfen ja auf Jesum hoffen,
So wird uns wieder Trost versprochen.
Gott segne euch in eurem Haus
Und gehe mit euch ein und aus.
Gott segne euch in eurem Tun
Und laß sein' Segen auf euch ruhn.

An diesem heit'ren schönen Morgen
Ist mein Wunsch zum neuen Jahr,
Gott möge eure Seel' versorgen.
Amen, ja, es werde wahr.
So viel Glück und so viel Segen
Als wie Tröpflein in dem Regen,
Als wie Stern am Himmel fern.
Geh mit Gott in Gnaden gern.
Glück im Haus, Glück im Feld,
Alles sei Gott heimgestellt,
Alles sei Gott offenbar
Das wünsch ich euch zum neuen Jahr!

IV. Dieweil vorbei die alte Zeit,
Und das neue Jahr geht an,
So pfeget man zu aller Zeit
Glück zu wünschen jedermann.
Drum, so will auch ich nun heute
Meinen Wunsch euch bringen, Leute.
Gott der Herr, der woll' euch geben
Friede, Freude, langes Leben;
Gott erhalte euch gesund
Jetzt und zu aller Stund.
Das wünsch ich euch zum neuen Jahr!
O Jesu, mach mein Wünschen wahr!

V. (Abgekürzter, umgestalteter, der Gelegen-
heit angepaßter, alter preußischer Ernte-
spruch)
Ich wünsche dem Petter ein gesegnetes Fest
Und der Göt ein schön warmes Nest,
Ich wünsche euch einen goldenen Tisch,
An jeder Ecke einen gebratenen Fisch,
In der Mitte eine Flasche voll rotem Wein:
Das soll euer Neujahr sein.

Die längeren Wünsche werden natürlich von
den großen Kindern, manchmal auch von Er-
wachsenen aufgesagt. Sie schießen dann auch
wirklich das Neujahr an, werden gebeten, nä-
her zu treten, und bekommen einen Schnaps
und einen kleinen Imbiß. Die Kleinen schlie-
ßen ihren Neujahrwunsch gewöhnlich mit
dem Reim:

Hab' ich mein' Sach' nicht recht gemacht,
So schieß ich, daß die Haustür kracht,
und werfen dann einen harten Gegenstand,
einen Stein oder einen hartgefrorenen Pferde-
mistknollen, „Gäulsknottel“, an die Tür und
fügen dann bittend hinzu:
Ich bin ein kleiner König,
Gebt mir nicht so wenig,
Laß mich nicht so lange stehen,
Ich muß ein Häuschen weiter gehen.

Ein ganz kleiner Knirps sagt auch nur:
Ich wünsch Euch
Gebt mir's gleich

Sie bekommen dann wieder ihre „Bretzeln“
oder eine Münze und gehen fürbaß.
Zu Ostern holen sich die Kleinen bei ihren
Paten buntgefärbte Ostereier.

II. Die Schulzeit

Wenn das wolgadeutsche Kind „in das 8. oder
9. Jahr geht“, kommt es in die Schule. Diese
wird in dem sogenannten „Schulhaus“ gehalten,
einem großen Gebäude von 12–18 und
mehr Faden Länge (25–38 m) und ca. 6–12
Faden Breite (12,6–25 m) ohne Zwischen-
wände, also ohne Klasseneinteilung, denn es
dient zu gleicher Zeit auch als Rathaus für die
Gemeindeversammlungen und im Winter als
Bethaus für die Gottesdienste, da die Kirchen,
meist aus Holz und ohne Beheizungseinrich-
tung gebaut, im Winter aus Sparsamkeitsgrün-
den kalt stehen und nicht benutzt werden.
(Erst in letzter Zeit wurden geeignete Schul-
gebäude mit Klasseneinteilung eingeführt.)

Neben diesem Schulhaus steht die Wohnung
des Schulmeisters, eines Mannes, der so ziem-
lich „Mädchen für alles ist“. Er unterrichtet
die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen
und der biblischen Geschichte, im Katechismus
und Gesang. Er liest in Abwesenheit des Pa-
stors an Sonn- und Feiertagen die Predigt in
der Kirche vor, beerdigt die meisten Verstor-
benen, vor allem Kinder, ist Leiter des Kir-
chenchors und Organist und führt die Kir-
chenbücher. Er gibt das Glockenzeichen für
den Schulbeginn und die Tageszeiten; er voll-
zieht die „Nottaufen“ im Fall der Erkrankung
eines neugeborenen Kindes. Sein Glück ist es,
daß die Schulzeit nur ungefähr fünf Monate
lang, von Mitte Oktober bis Mitte März
dauert. Er würde sonst an Überarbeitung zu
Grunde gehen.

Diese Schulmeister werden in den beiden
Zentralschulen von Katharinenstadt (jetzt
Marxstadt) und Grimm ausgebildet. (Es gibt
unter den jüngeren Schulmeistern auch viele
Schüler der sogenannten Stadtschulen, Pro-
gymnasien und Realschulen.) Um das Recht
zur Ausübung ihrer kirchlichen Pflichten zu
erlangen, müssen sie auch eine Prüfung vor
der Pastorensynode ablegen. Vor diesem „Syno-
dalexamen“ werden sie in Ausnahmefällen
als stellvertretende Schulmeister zugelassen.
In größeren Gemeinden werden dem Schul-
meister ein oder zwei junge Leute als Gehil-
fen zur Seite gestellt, von denen sich mancher

durch Privatstudium zum Schulmeister emporarbeitet. In sehr großen Gemeinden gibt es zwei oder drei Schulhäuser mit ebenso vielen Schulmeistern, von denen dann einer als Hauptschulmeister die Kirchenbücher führt.

In diesen Schulen wurde der Unterricht über 100 Jahre lang nur in deutscher Sprache erteilt. Die Kolonisten waren von ihrer russischen Umwelt vollständig abgeschlossen und empfanden kein Bedürfnis, die Landessprache zu erlernen. Mit der Entwicklung des Handels aber und mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wurde die Kenntnis der russischen Sprache einfach zur Notwendigkeit. Die Soldaten schrieben ihren Eltern, sie möchten ihre jüngeren Geschwister russisch lernen lassen, damit es ihnen im Dienst nicht so schlecht gehe wie ihren älteren Brüdern. So entstanden schon früh die „Gesellschaftsschulen“, von Elterngruppen gegründet und unterhalten, in denen auch die Landessprache gelehrt wurde. Mit der Einführung des Landamtes (der „Semstwo“) 1864 kamen die Landamtsschulen auf, in denen auch andere Fächer russisch unterrichtet wurden. Da und dort hat dann das Ministerium der Volksaufklärung noch die sogenannten „Ministerialschulen“ mit einem höheren Lehrprogramm ins Leben gerufen. Allmählich wurde auch in der Gemeindegemeinschaft russisch unterrichtet – gegen den Willen der Bevölkerung, die instinktiv fühlte, daß damit die Fundamente ihrer Kultur ins Wanken gerieten. Mit der eigenständigen Weiterentwicklung war es jedenfalls aus. Im Anfang unterrichtete der Schulmeister auch russisch, seit 1892 aber wurden von der Regierung „russische Lehrer“, darunter immer mehr Nationalrussen, angestellt, die sich nun mit dem Schulmeister in die Unterrichtsfächer teilten. Der Schulmeister wurde immer mehr an die Wand gedrückt. Er war schließlich nur noch Lehrer in Deutsch und Religion. Aus der gegenwärtigen religionslosen Arbeitsschule ist er verbannt; er wird nur noch kirchlich beschäftigt, heißt aber immer noch Schulmeister. Bei den Kindern war dieser Schulmeister eine gefürchtete, bei deren Eltern eine geachtete Persönlichkeit. Sein Haupterziehungsmittel war der Stock. Er konnte ihn in der alten Schule gar nicht entbehren, hatte er doch ein paar hundert Kinder zu unterrichten, die er unmöglich alle im Auge behalten konnte. Da mußte das Schreckgespenst des Stocks die Ordnung

in der Schule aufrechterhalten. Manche alten Leute können noch die Hiebe zählen, die sie vom Schulmeister bekommen haben, wissen vielleicht auch noch, warum. Andere dagegen können sie nicht zählen, aber nicht, weil sie nur bis drei zählen könnten, sondern weil deren Zahl Legion heißt. Sie wurden verabreicht für Faulheit und Unaufmerksamkeit, für Störungen und Unarten. Mancher bekam auch mal einen aus Versehen oder gereizter Stimmung des Schulmeisters. Darum fürchteten ihn die Kleinen. Wenn die Mutter zu Hause nicht durchzudringen vermochte und die Zeit des Pelznickels noch in weiter Ferne war, hieß es denn wohl manchmal: „Warte, der Schulmeister kommt!“ oder: „Warte, wenn du mal in die Schule kommst!“ Deshalb wagte wohl selten eins den ersten Schritt in die Schule ohne Begleitung des Vaters oder der Mutter. Es war zur Verhütung von Mißverständnissen auch gut, wenn jemand von den Alten mitging.

Da die Einwohnerschaft einer Kolonie von jeher im Dorfe blieb und fast ausschließlich untereinander heiratete, so sind mit der Zeit recht viele gleiche Familiennamen entstanden. In der Kolonie Balzer gibt es beispielsweise über vierzig Familien mit dem Namen Kähm. Da nun die Vornamen des Vaters und der Mutter sich in der Familie von Geschlecht zu Geschlecht vererben, kann man sich schließlich gar nicht mehr zurechtfinden. Wenn von den Kähm in Balzer etwa zehn Johannes heißen, welchen meint man dann, wenn man von Johannes Kähm spricht? Das russische Iwan Iwanowitsch hilft auch nicht immer. Da hat sich denn das Volk durch Spitznamen, „Spottnamen“, „Unnamen“ geholfen. Diese entstehen ja auch da, wo keine Notwendigkeit dafür besteht, durch die Neck- und Spottlust der Menschen. Solche gibt es in den Wolgaskolonien „satt und genug“. Aber vielen Namen merkt man es an, daß sie Notbehelf sind, so etwa Hessagestche (Konstantin Köhm aus Hessen), Huckakatja (Katharina Burg aus Huck) oder die Bezeichnung nach Farben wie der rote Leisle, der schwarze Göbel, der gelbe Werner, Mützabloo und Weissche oder nach der Gestalt wie der Große, der Kleine, der Dicke, der lange Bender oder nach sonstigen auffallenden Merkmalen und Eigentümlichkeiten wie der Krallige, der Jammrige (der ewig Jammrende). Der reichste Mann in Balzer heißt

Pan. Andere haben ihren Spitznamen von den von ihnen eingeführten, auffallenden Neuerungen z. B. Galoschen-Helwer, weil der Mann sich als erster im Dorf Gummischuhe geleistet hat, oder Troddelhannes, weil dessen Pferdegeschirr mit Troddeln versehen ist, oder Kamelsmichel, weil er zuerst mit Kamelen gearbeitet hat. Manche von ihnen haben gar keinen erkennbaren Sinn mehr wie Palösch, Kol; andere wieder haben einen komischen, ironischen Beigeschmack wie Sandhaas, Mehlhäsche, Kuhschwänche, dritte sind sogar kränkend und beleidigend und widerstreben der Wiedergabe auf dem Papier.

Diese Spitznamen sind aber den meisten Schülern bekannt, namentlich den größeren. Sobald ein neuer Schüler erscheint, beginnt die Neckerei, dann das Lachen einerseits, Weinen andererseits oder eine regelrechte Balgerei und – Prügel vom Schulmeister.

Da die Spitznamen zum Aufrufen der Schüler nicht geeignet sind, greift der Schulmeister zu anderen Mitteln. Wenn etwa zwei König, jeder mit dem Vornamen Wilhelm, in der Schule sind, so heißt der ältere König Wilhelm I. und der jüngere König Wilhelm II. Oder es sind drei Kaiser da, jeder mit dem Vornamen Alexander, so sind sie der Reihe nach Kaiser Alexander I., II. und III. Die Kerlchen fühlen sich sehr gekratzt, besonders, wenn der Schulmeister scherzweise mal die Betonung auf den Vornamen legt. Ein anderes Mittel ist die Teilung eines Doppelnamens oder die Verbindung zweier Familiennamen.

„Schulmaaster, schreibt uns uff!“

„Wie schreibst du dich?“, wendet sich der Angeredete zu einem von zwei vor ihm stehenden Knaben und will damit seinen Familiennamen erfahren.

„Lipps.“

„Und du?“, fragt er den anderen.

„Lipps.“

„Wie heißt du mit Vornamen?“

„Heinrich Franz.“

„Und du?“ zum zweiten gewandt.

„Heinrich Franz.“

Sind nun in der Abteilung noch keine Lipps mit diesen Namen, so sagt der Schulmeister zum ersten: „Du wirst Heinrich Lipps aufgerufen“, und zum zweiten: „Und du Franz Lipps“.

Sind diese Namen aber schon vertreten, so geht das Examen weiter wie folgt:

„Wie heißt Dein Vater?“

„Heinrich Franz.“

„Und deiner?“

„Heinrich Franz.“

„Wie heißt deine Mutter?“

„Marie Katharina.“

„Und deine?“

„Marie Katharina.“

„Was für eine geborene ist deine Mutter?“

„'ne Radisen.“

„Und deine?“

„'ne Radisen.“

„Wie heißt dein Großvater?“

„Heinrich Franz.“

„Und deiner?“

„Heinrich Franz.“

„Wie heißt deine Großmutter?“

„Marie Katharina.“

„Und deine?“

„Marie Katharina.“

„Wie schreibt sich deine Großmutter?“

„Geis.“

„Und deine?“

„Zieg.“

Na endlich! „Also du“, wendet er sich zum ersten, „wirst Geisa-Lipps aufgerufen und du Ziega-Lipps“.

Um die Kinder anzulocken und anzuspornen, schenkt ihnen der Schulmeister beim Eintritt in die Schule eine Kupfermünze oder Süßigkeiten, die er vorher von den Eltern dafür erhalten hat, und weist ihnen die Plätze an. Einer der älteren Schüler spricht ein Gebet zu Beginn und am Schluß des Unterrichts.

Die Schüler bilden zwei oder drei Gruppen. Während der Schulmeister sich mit der einen beschäftigt, schreibt die zweite etwas ab und die dritte macht eine schriftliche Rechenaufgabe. So geht es abwechselnd drei Stunden lang am Vormittag und ebensolang am Nachmittag. Vor Beginn des Unterrichts und in den Pausen zwischen den Stunden spielen die Schüler auf dem Schulhof. „Sirani (verstümmeltes Russisch: Serka dni = Grauken los!), von hinna raus!“ (ein Haschspiel), „Katz und Maus“, „Dirumdidum – die Sau ist krumm“, „Häschen in der Grube“, „der Edelmann ritt zum Tor hinaus“, „Blinde Kuh“, „Haujanz, nach wem verlang“, „Nachbar, wie gefällt dir dein Geselle“ und verschiedene Ball-, Ver-

steck- und Knochenspiele. Im Winter gibt es Schneemann machen, Schneeballschlachten, Schleifbahn, Schlittschuhlaufen und Schlittensfahren.

Durch Spiel und Arbeit werden die Kinder in das gesellschaftliche Leben eingeführt, schließen Freundschaften, die oft für das ganze Leben halten.

Nachdem der Vater sein Kind dem Schulmeister übergeben hat, schärft er diesem noch ein: „Schulmeister, nur streng, schont den Stock nicht, damit was Ordentliches aus dem Kind wird!“ Er freut sich freilich nicht wenig, wenn ihm der Schulmeister nach einiger Zeit sagt: „Bei dem ist der Stock nicht nötig, der ist ja so brav und fleißig.“ Kann er dann doch stolz sein auf das Ergebnis seiner häuslichen Erziehung. Wird das kleine Kerlchen aber bestraft und der Vater erfährt es, dann nimmt er es zu Hause noch einmal gehörig ins Gebet. Aber nicht bloß auf diese Weise unterstützt das Haus die Schule. Die Eltern wissen ganz genau, daß der Schulmeister mit dem besten Willen und fleißigsten Gebrauch seines Stokkes nicht alles allein zu leisten vermag, und halten es deshalb für ihre Pflicht und Schuldigkeit, ihm beizustehen. Die Kinder haben es am Anfang ja auch recht schwer, weil sie zu Hause Dialekt sprechen, in der Schule aber Hochdeutsch lernen sollen. Darum setzt sich die Mutter oder Großmutter, manchmal auch der Vater, mit dem Schüler abends über ein Buch, läßt ihn lesen und hilft ihm auswendiglernen. Es ist ein liebliches Bild, wenn die ganze Familie zusammensitzt, die Alten mit Handarbeiten und die Jungen mit Schularbeiten beschäftigt, wobei ein Erwachsener mal zu dem oder jenem Schüler geht, nachhilft, abhört oder auch erzählt, bis dann alle fertig sind und sich zur Ruhe begeben.

Der Wolgadeutsche hält es für seine Pflicht, sein Kind zur Schule zu schicken. Nur ungern läßt er es einen Schultag versäumen, wenn er es zur Feld- oder Hausarbeit dringend nötig braucht. Dafür hat er dann 3 Kopeken Strafgeld für jeden versäumten Schultag zu zahlen. Weil nun Schule und Haus so eng miteinander verbunden und gewissermaßen aufeinander angewiesen sind, kommt alles darauf an, daß die Eltern auch imstande sind, den Schülern bei der Lösung ihrer Aufgaben behilflich zu sein. Es gibt deshalb nichts Aufregenderes als eine Schulneuerung. Welche Empörung

hat die Wolgakolonien ergriffen, als an Stelle der Buchstabiermethode die Lautiermethode eingeführt wurde! „Dös Blosa“ ließ manchem die Stirnadern schwellen, andere reizte es zur Spottlust, alle aber waren sie im tiefsten Herzen verletzt: „Wo soll das naus, wenn mer dene Kinder nett meh helfen kann! Und dös Blosa lern ich meiner Lebtag net!“ hörte man sie schelten. Die Aufregung legte sich erst, nachdem sie manchem Schulmeister oder Lehrer die Stelle gekostet hatte, als in jedem Hause schon wieder einer war, der nach dieser Methode das Lesen erlernt hatte und nun auch den jüngeren Geschwistern wieder helfen konnte. Die Alten aber brummten noch lange . . .

Bei Frühlingsbeginn wird die Schule geschlossen. Damit hört aber die Arbeit für die Kleinen nicht auf. Sie müssen jetzt in Haus und Hof, in Keller und Stall, auf dem Felde und auf der Wiese Handlangerdienste leisten. Der Bauer kann eben „alles, was Löffel lecken kann“ bei seiner Arbeit gebrauchen. Außerdem gilt es, die zukünftigen Bauern in ihren Beruf einzuführen; mit dem Abschluß der Schulzeit sollen die Kinder fertige Bauersleute sein. Nur die Reichen und Wohlhabenden könnten ihre Kinder weiterlernen lassen oder sie von vornherein in städtische Schulen geben. Das werden dann je nach Neigung und Begabung die späteren Schulmeister, Lehrer an Volks- und Mittelschulen, die Schreiber, Rechnungsführer, Handlungsgehilfen und Kontoristen. An Begabung fehlt es dem Wolgadeutschen nicht. In letzter Zeit sind einige von ihnen Pastoren, Ärzte und Juristen, Agronomen, Schriftsteller und Universitätsprofessoren geworden.

Den Abschluß der Schulzeit für die zukünftigen Bauern bildet die Konfirmation. Da „kommen sie aus der Schule“. Die Konfirmanden eines ganzen Kirchspiels werden vier Wochen lang vom Pastor im Pfarrdorf vorbereitet. Die Konfirmation findet immer zu Pfingsten statt. Am Sonnabend vor der Konfirmation fahren oder gehen die Konfirmanden in die Wiese, aufs Feld oder in den Wald und holen kleine Birkenbäumchen, Blumen und hübsches Gras. Die Blumen und das Gras werden von den Mädchen zu langen Girlanden gewunden, die dann mit Hilfe des Schulmeisters, des Kirchenvormunds und der Jungen am Altar, den Kanzellen und an den Säulen befestigt wer-

den: auch werden Topfblumen und Papierblumen zusammengetragen, um die Kirche zu diesem großen Festtag zu schmücken.

Die Jungen machen vom Schulhaus bis zur Kirche eine hübsche Allee aus Birkenbäumchen, durch die die Konfirmanden am nächsten Tag vom Schulhaus zur Kirche gehen. Wenn alles fertig ist, versammeln sie sich im Schulhaus, wohin der Schulmeister gerufen wird. Der oberste Schüler tritt hervor und hält im Namen aller Konfirmanden etwa folgende Rede: „Nun Schulmeister!“ Wir sind bereit, zum heiligen Abendmahl zu gehen, darum danken wir für die Pflicht und Schuldigkeit, die ihr an uns in unserer Schul- und Lehrzeit getan habt. Haben wir euch was zuleid getan, so bitten wir euch um Verzeihung!“ Der Schulmeister ist zu Tränen gerührt, vergibt ihnen alles und entläßt sie mit letzten gutgemeinten Ratschlägen und Ermahnungen. Vom Schulmeister geht nun jeder zu Petter und Göt und bittet auch da mit ähnlichen Worten ab, bekommt zum Andenken eine Silbermünze und begibt sich nach Hause. Dort wiederholt sich das „Abbiten“ bei Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, wobei die Eltern ihren Konfirmanden oder ihre Konfirmandin beschenken. Mancher Jüngling hat schon vom Vater eine Pfeife und einen „Tuwaksack“ bekommen, damit aber natürlich noch lange nicht die Erlaubnis, in Gegenwart des Vaters zu rauchen. Das wird in den Wolgakolonien als Zeichen der Mißachtung und Unehreerbietigkeit angesehen. Sogar erwachsene und verheiratete Söhne rauchen nicht in Gegenwart der Eltern.

Am nächsten Morgen versammeln sich die Konfirmanden wieder im Schulhaus, von wo aus sie vom Pastor in feierlichem Zug, unter Glockengeläut und dem Gesang „Jesu, geh voran“ in die Kirche geführt werden. Dort empfängt sie der Kirchenchor oder die Gemeinde mit einem Lied. Sie nehmen ihre Plätze vor dem Altar ein, und es beginnt die feierliche Konfirmationshandlung, wie sie in aller Welt in der evangelisch-lutherischen Kirche üblich ist. An diesem Tage gehen alle Konfirmanden zum erstenmal zum Abendmahl.

In den stadtähnlichen Kolonien wie Katharinenstadt und Balzer (die übrigens jetzt auch zu Städten erhoben worden sind) und in den Städten werden sie am Ausgang der Kirche

von Verwandten und Bekannten erwartet und beglückwünscht; vielleicht steht auch schon ein Kavalier mit einem Blumensträußchen da und überreicht es mit herzlichem Glückwunsch einem konfirmierten Mädchen. Sie sind ja jetzt „leddig.“

III. Die Jugendjahre

„Schön ist die Jugendzeit“, singt wie überall, so auch in den Wolgakolonien, die ledige Jugend. Sie hat auch Grund dazu. Während das Wolgakind bis zur Konfirmation stets unter den Flügeln der Eltern und der Schulmeister wandelte, ist der ledige Bursch und das ledige Mädchen frei, selbständig und selbstverantwortlich. Kein Stock der Schulmeister erreicht mehr einen ledigen Burschen. Er trachtet auch darnach, sich so weit wie möglich von den Schulkindern zu unterscheiden. Dasselbe tun die Mädchen. Alles, was in der Schule getrieben wurde, auch das Lesen, wird abgetan. Was für Schulkinder „sich gehörte“, das „schickt sich nicht“ mehr für die Jugend. Es ist eine ganz neue Welt, in die sie die Konfirmation versetzt hat. Während es dem Schulkind nicht allzusehr auf die Kleidung ankommt, ändert sich das bei den „Leddigen“ sofort. Da muß der „Borsch“ blitzblanke Schafstiefel haben, auf dem Kopf einen „Kartus“ (Mütze) oder eine „Kapp“ (Pelzmütze), die er beide unternehmungslustig tief im Nacken trägt. So stolziert der 16–17jährige Junge auf den Straßen umher und singt wohl auch schon:

Hätt' ich dich nicht gesehen,
Wie glücklich könnt' ich sein!
Allein, es ist geschehen,
Mein Herz ist nicht mehr mein.
Ich trage schwere Ketten,
Die du mir aufgelegt,
Ums Leben möcht ich wetten,
Daß keiner schwerer trägt . . .

Auch das Mädchen putzt sich immer mehr heraus und freut sich, wenn es denken kann:

Wie schwänzelt doch mein Röckelchen,
Wie schwänzelt doch mein Rock?
Ich hatt' noch nie so'n Röckelchen,
Wo so geschwänzelt hat.

Der Tummelplatz der ledigen Jugend ist am Abend die Straße. Nach Sonnenuntergang ist sie dort Alleinherrscherin. Die Alten haben sich dann von der Torbank in die Häuser zurückgezogen, die Schüler dürfen sich auf der Straße nicht mehr zeigen. Hat sich mal einer

dorthin verirrt, ohne Prügel kommt er sicher nicht nach Haus.

Was treiben die Burschen auf der Straße? Meist wandern sie auf und ab, stehen dann eine Zeitlang an den Ecken, machen dabei ihre Witze über Tagesereignisse und Menschen, auch übereinander, balgen sich wohl auch deshalb, necken die vorübergehenden Mädchen, erschrecken und verfolgen sie und laben sich an ihrem Gequitsch, singen auch gern die alten, noch aus Deutschland stammenden Volkslieder. Sie haben ja durch J. Erbes und P. Sinner eine umfangreiche Sammlung in die Hand bekommen. Ab und zu kommt mal ein einheimisches Lied dazu, das dann mit großer Begeisterung eine Zeitlang gesungen wird. Es hat irgendein aufsehenerregendes Dorfereignis zum Inhalt und ist entweder von einem Burschen gedichtet, der eine besonders poetische Ader hat, oder es wird von einigen Burschen gemeinsam hergestellt. Gesungen wird es nach einer bekannten Melodie. Löst ein neuer Dorfklatsch den besungenen ab, so stürzt sich die Burschendichtkunst auf diesen usw.

Wenn die Mädchen sich von der Straße verzogen haben, schleichen die Burschen wohl an ihre Fenster und horchen dort oder „schwätzen hinter sich“, „laustern“, d. h. sprechen, während sie den Atem einziehen, um nicht erkannt zu werden und die Mädchen um so ärger zu erschrecken. Oder sie gehen die Gärten und Keller plündern und treiben überhaupt allerlei Schabernack.

Oft kommt es auch zu Schlägereien unter ihnen. Jedes Dorf ist nämlich durch den Kirchenplatz in zwei Hälften geteilt, das Oberdorf und das Unterdorf. Die Burschen dieser zwei Hälften leben von altersher in gespannten Verhältnissen. Das pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Wird ein einzelner Unterdorfer Bursch im Oberdorf angetroffen oder umgekehrt, dann geht es ihm schlecht, namentlich wenn ein Mädchen dabei im Spiele ist. Auch Zusammenstöße von Gruppen sind nicht selten, wobei als Waffen harte, spitze Gegenstände verwendet werden, so daß es manchmal zu leichten und schweren Verwundungen, ja auch zum Tode eines Beteiligten kommt. Bei einer solchen Rauferei wird es natürlich immer lauter und lauter, so daß schließlich die Dorfobrigkeit auf dem Kampfplatz erscheint und mit Knüppeln Ordnung

schafft, wenn die Kämpfenden in der Hitze des Gefechts das Nahen der Gefürchteten nicht bemerken. Im allgemeinen hat die Jugend mit der Obrigkeit nicht gerne zu tun und weicht ihr in respektvoller Entfernung aus, vor allem, wenn sie kein reines Gewissen hat. Dann „erwischt man eine“, heißt es, „die nimmt einem kein Ruß' mehr ab“.

Die Mädchen bilden schon von der Schule her ihre geschlossenen Kameradschaften von vier bis acht gleichaltrigen Mädchen. In der harten Arbeitszeit kommen sie selten zusammen, höchstens am Samstagabend und Sonntag. Im Winter dagegen, in der in manchen Dörfern völlig beschäftigungslosen Zeit, treffen sie sich fast jeden Abend, der Reihe nach jedes Mal bei einer anderen. Daher auch der Name „die ledige Reihe“ oder „Reihe halten“. Zu dieser ledigen Reihe gehören aber nicht nur die Mädchen, sondern auch die zu ihnen haltenden Burschen. Sie brauchen natürlich noch keine ernstesten Absichten zu haben, sie kommen eben zu den Mädchen und verkürzen sich die Zeit durch gleichgültige oder scherzhafte Gespräche, durch gemeinsame Gesellschaftsspiele und ein Tänzchen. Oder sie spielen aus Langeweile Karten, während die Mädchen arbeiten und singen.

Dann und wann kommen die Burschen freilich auch etwas benebelt an oder sie bringen berauschende Getränke mit, dann haben die Mädchen ihre liebe Not. Wenn die Töchter des Hauses ihre Kameradinnen mit ihren Burschen oder „Schätzen“ bei sich haben, ziehen sich Vater und Mutter nämlich zurück, gehen selber „spilla“, um nicht zu stören. Wollte ein Elternpaar Miene machen, sich unter den Kindern niederzulassen, so würden sie ganz einfach sanft oder unsanft hinausgebeten. Die Eltern machen sich auch weiter keine Gedanken. Sie rechnen mit Sicherheit damit, daß ihre erwachsenen Kinder nicht weitergehen werden, als „der Verstand ihnen erlaubt“, daß sie nichts „Unkluges“ tun werden. Und sie rechnen damit im allgemeinen richtig, denn wenn die Mädchen mit den Burschen nicht fertig werden, laufen sie eben auseinander und lassen die Burschen darüber nachdenken, was anständig und erlaubt ist. Die Burschen in den Wolgakolonien haben den Mädchen gegenüber mehr Freiheit, als das etwa in der Stadt der Fall ist; man kann sogar sagen, viel mehr Freiheit, aber alles hat seine Grenze,

und diese Grenze weiß das wolgadeutsche Mädel in der Regel streng einzuhalten.

So kommen also die Burschen einige Jahre lang mit den Mädchen zusammen, ohne daß einer von ihnen ernste Absichten bekundet. Allmählich aber kommen in die ledige Reihe nur noch solche Burschen, die das eine oder andere Mädchen „heimbringen“ oder „heimführen“, „mit ihr gehen“ oder „laufen“, weil sie es gern haben und daran denken, es zu „nehmen“. In diesem Fall zieht sich das Mädchen meist von der Kameradschaft zurück, um sich einzig und allein ihrem „Schatz“ oder „Borsch“ zu widmen, und dieser geht oder läuft nur noch mit seiner „Alti“ oder seinem „Mensch“, „Blech“, „Schappel“, „Wapfelsen“. Damit sind aber die beiden noch lange nicht verlobt, es hat auch noch keins das andere um seine Einwilligung gefragt, und gar manchmal gehen die beiden wieder auseinander, nachdem sie mehrere Jahre miteinander „bekannt“ gewesen sind. Das gibt dann jedesmal Anlaß zu viel Gerede im Dorf, namentlich unter den Frauen, aber für ein Unrecht wird es nicht angesehen, wenn die beiden nichts „Unkluges“ begangen haben. Anders freilich liegt die Sache, wenn das Mädchen nicht mehr „frei“ ist vom Burschen. Dann wird das „Sitzenlassen“ als eine Schlechtigkeit gebrandmarkt, das „Nehmenmüssen“ dagegen als Selbstverständlichkeit angesehen. Ebenso versteht es sich von selbst, daß die Eltern eines „gefallenen“ Mädchens die sonst unerwünschte und verweigerte Heirat nun ohne weiteres zugeben: was soll man denn machen, wenn's mal so weit ist, es ist ja ein „Muß“. Diese Anschauung hat schon manches verliebte Mädchen ausgenutzt und die Einwilligung der Eltern zu einer Heirat erzwungen.

Wie betrügt sich nun ein verliebtes Bauernpärchen in Gegenwart anderer? Wenn sich sonst junge Leute des irdischen Vorteils wegen heiraten, so tun sie doch wenigstens vor der Welt so, als liebten sie einander. Beim Bauern ist das anders. Die bäuerlichen Braut- und Eheleute pflegen selbst die vorhandene gegenseitige Liebe öffentlich weder durch Wort noch Tat zu verraten. Der Landmann versteht unter Liebe entweder etwas sehr Hohes und Erhabenes, nämlich die christliche Freundlichkeit und Barmherzigkeit, oder etwas in seinen Augen Ungeziemendes, die Empfindsamkeit und letzten Endes auch die Geschlechtslust.

Deshalb werden weder Bräutigam noch Braut eingestehen, daß sie den anderen Teil lieben. Nach dem Grund der Wahl gefragt, wird der Bräutigam etwa sagen: „Es steht ja geschrieben, es sei nicht gut, daß der Mensch allein bleibt“, oder: „Die Mutter ist nicht mehr viel wert“, d. h. sie kann nicht mehr „schaffen“, wie es nötig wäre. Die Braut hingegen wird antworten: „Immer kann man ja nicht so bleiben“, oder: „Das ist ja des Lebens Lauf“, oder scherzend: „Eine muß ihn ja doch nehmen“ und dergleichen. Nur auf kräftiges Drängen wird sie verschämt sagen: „Ich han ihn gern.“ Unter sich verstehen die Verliebten sich zu lieblosen, geben sich allerlei hübsche, zärtliche Namen wie Herzechen, Täubchen, schütten ihr Herz voreinander aus und geben sich auch kleine Geschenke und Naschwerk. Zu erwähnen ist die Sitte des Maibaumes. „Übers Jahr zur Zeit der Pfingsten pflanz' ich Maien dir vors Haus“, singt der Bursch und tut es auch. Am Pfingstmorgen sieht man hin und wieder einen Maibaum prangen. Er besteht aus einem auf einer langen Stange befestigten Birkenast, der mit roten und weißen Fähnlein, Taschentüchern u. a. verziert ist, den die Geliebte als Pfingstgeschenk erhält.

Das Maibaumpflanzen ist mitunter keine leichte Sache, da die freien Burschen sich ein Vergnügen daraus machen, die Maibäume zu stehlen. So sehen sich die artigen Liebhaber gezwungen, die Maibäume tief einzugraben und an schwere Ketten zu legen, sich obendrein noch in einen Hinterhalt zu legen und ihren Baum gegen alle Angriffe zu verteidigen. Oft entsteht eine regelrechte Keilerei dabei. Der Liebhaber kämpft eben wie ein Held für seine Liebe.

Wehe aber einem Mädchen, das kurz vor Pfingsten einem Jungen einen Korb gegeben oder ihn sonstwie gekränkt hat. Es bekommt gewiß einen „Butzemann“, d. h. einen Strohwickel, eine Vogelscheuche aufs Dach, oder es werden ihm Eierschalen und Stroh vors Tor gestreut. Während man aber einen Maibaum alle Pfingsttage hindurch vor dem Tor prangen sieht, bekommt man einen „Butzemann“ oder die Eierschalen und Strohstreu gar nicht zu sehen. Läuft nämlich das Mädchen mit einem anderen Burschen, so ist er in der verhängnisvollen Nacht an Ort und Stelle auf der Wacht und verteidigt heldenmässig seine Liebe. Hat das Mädchen noch nicht mit einem

Burschen „angebunden“, so muß es selber für die Entfernung der entehrenden Dinge sorgen.

Kommt der Bursche endlich ins heiratsfähige Alter, so beginnt die Mutter Andeutungen zu machen, daß es an der Zeit sei zu heiraten. Die Andeutungen werden schließlich zur Nötigung: „Ich werd nicht mehr fertig mit der Arbeit“ und dergleichen. Da gesteht dann der Sohn, daß er bereits einen Schatz habe, den er gerne nehmen würde. Die Mutter sagt's dem Vater, und wenn die beiden mit der Wahl ihres Sohnes zufrieden sind, so „wird's was“. Die Eltern haben aber dann und wann auch Einwände: die Familie seines Schatzes sei so und so, die Mutter eine „böse Sieben“. Vor allen Dingen werden die Vermögensverhältnisse der Braut geprüft, in Gegenden, wo man Hausindustrie treibt, taucht die Frage auf, ob das Mädchen auch davon etwas versteht, ob es überhaupt gesund und stark ist. Wehe dem Sohn, der eine dieser Bedingungen bei der Wahl seiner Lebensgefährtin außer Acht gelassen hat. Solche Mißheirat muß verhindert werden, auch wenn sich die jungen Leute lieben. Der Sohn weist alle anderen von der Mutter angepriesenen Mädchen ab: „Wenn ich die net kriege, bleibe ich leddig“, zieht vielleicht die Sache ein oder zwei Jahre hin, aber die Eltern bleiben unbeugsam. Was machen? Sind es die Eltern der Braut, die nicht wollen, so könnte man es zu einem „Muß“ kommen lassen. Aber da das Mädchen sich des Burschen nicht sicher ist, zieht es sich klugerweise von ihm zurück. Dieser kommt wohl mit seinen Kameraden noch zum Hause seiner Geliebten und lockt sie singend heraus:

Ist denn Lieben ein Verbrechen?
Darf man denn nicht zärtlich sein?
Nicht von seiner Liebe sprechen,
Sich nicht in der Liebe freun?
Warum mußte ich dich sehen?
War das Schicksal mir so gram,
Daß ich dorthin mußte gehen,
Wo dein Blick mir alles nahm?
Ruh' und Frieden sind verschwunden,
Sind geopfert, sind dahin.
Hätt' ich niemals dich gefunden,
Da ich doch nicht glücklich bin.

Aber alles Singen hilft nichts mehr. Das Mädchen hat lange genug vergeblich auf eine günstige Wendung der Herzensangelegenheit gewartet. Es läßt nichts mehr von sich hören . . .

Schweren Herzens muß der arme Junge sich in sein Schicksal ergeben:

Unheil verkündend,
Trübsal und Schmerz,
Ruhe nicht findend,
Schlägt mir mein Herz.
Jung, doch ergeben,
Dich nur im Sinn,
Geb' ich mein Leben,
Vater, dir hin.
Gram nur und Treue –
Glück kenn' ich nicht.
Gib mir aufs neue
Schöpfer, dein Licht.

Gefällt aber die Auserwählte der Eltern dem Jungen nicht, so bäumt er sich wohl gegen eine Verbindung mit ihr auf: „Und wenn ihr sie mir auf den Buckel bindet, so schüttle ich sie doch wieder ab“, aber nach und nach findet er vielleicht doch Gefallen an ihr und läßt sich durch Eltern und Freunde „verplaudern“, im äußersten Fall wird ihm eine andere, passende gesucht.

Dabei spielt die Schönheit eine gar geringe Rolle. Zwar wirft sich der Vater eines hübschen Mädchens, das viel umworben wird, gern in die Brust und verbreitet selbstgefällig: „Mei' Mädeche hat's Geriß“, d. h. „Man reißt sich um mein Mädchen“, aber der Stolz und die Selbstgefälligkeit vergehen bald, denn gewöhnlich gibt man der hübscheren Person nur unter sonst gleichen Verhältnissen den Vorzug.

Findet man im eigenen Dorf keine „passende Gelegenheit“, so sucht man eben in anderen Dörfern. Gute Leute gibt's ja immer, die einem eine „verraten“; durch freundliche Vermittlung Bekannter wird mit der „passenden Gelegenheit“ Bekanntschaft gemacht.

An das Alter der zu Erwählenden stellt der Wolgadeutsche unterschiedliche Anforderungen. Der wohlhabende Landmann, der sich bloß mit Landwirtschaft beschäftigt, liebt die Gleichaltrigkeit der Gatten, hat auch nichts dagegen, wenn die Frau etwas jünger ist als der Mann. Gewöhnlich heiratet der Bursch das Mädchen aus seinem „Jahrgang“. Anders ist es in den Industriebezirken und auch beim ärmeren Bauersmann.

Dieser braucht Arbeitskräfte. Deshalb trachtet er danach, seinen Sohn so früh als möglich zu verheiraten, denn der bleibt bei ihm im Hause, und seine Tochter so lange als möglich zu behalten, denn diese heiratet fort. Die meisten

Heiratskandidaten dieser Schicht stehen im Alter zwischen 18 und 21 Jahren, während ihre Bräute bei der Trauung bereits 23 bis 27 Jahre alt sind. Infolgedessen gibt es unter den angehenden Vierzigern häufig schon Großväter.

Sind Burschen und Mädchen über das sogenannte Alter hinaus, so werden sie von den jüngeren als „alte Kerle“ und „alte Jungfern“ gehänselt. Aber auch sie erreichen meist noch den Hafen der Ehe durch Verheiratung mit verwitweten Personen. So geht es z. B. manchmal einem aus dem Wehrdienst heimkehrenden Soldaten. Seinen Jahrgang findet er schon „unter der Haube“, wenn er sich nicht vor dem Wehrdienst verheiratet oder seine Zukünftige gesichert hat. Im allgemeinen sind unverheiratete Männer und Frauen in den Wolgakolonien eine große Seltenheit.

Ja, der Militärdienst! Das ist eine dunkle Wolke am heiteren Himmel der ledigen und noch mehr der schon verheirateten jungen Leute. Wie ein Alpdruck lastet die Zukunft auf ihnen. Vom Tage der Losung und Besichtigung an bis zur Einreihung ins Regiment verrichten sie keinerlei Arbeiten mehr, schlendern im Dorf umher und machen Besuche bei Freunden und Bekannten, auch beim Pastor und Schulmeister, wo sie als Gäste aufgenommen und bewirtet werden. Am Abend und in der Nacht hört man sie die schwermütigsten Abschiedslieder singen, etwa:

Das Los ist mir auch zugefallen,
Ich bin Soldat auf lange Zeit,
Muß Abschied nehmen von euch allen;
Ich tu' es wohl mit Herzeleid.
Ach Gott, wie ist das Herz mein schwer,
Wie drückt mich der Schmerz so sehr.
Leb wohl, du guter, lieber Vater!
Lieb' Mutter auch. Gott sei mit euch!
Ich werde euch dort treu verbleiben,
Wie früher auch, als euer Kind.
Ich hoff', ich komme einst zurück
Und teil' mit euch das gute Glück.
Leb wohl auch du, mein treues Liebchen,
Das manche Stunde mir verstüßt;
O bleib mir treu, denk an das Stündchen,
Da du mir schworst und mich geküßt.
Ich hoff', ich komm' zurück, alsdann
Wirst du mein Weib und ich dein Mann.

Die Familienväter stimmen das wohl noch traurigere Lied an:

Jetzt fangen an die Schreckensstunden,
Die Trübsal bricht mit Macht herein,

Der Vater muß den Schmerz erdulden:
Der Sohn muß in die Welt hinein.
Ach Vaterherz, o Mutterliebe!
Seht ihr die Meinen um euch stehn?
Behaltet sie in euren Händen,
Laßt sie doch niemals von euch gehn.
Ach Bruderherz, beweiße Liebe
An meinen kleinen Kindelein.
Du weißt, der Herr hat dich verschonet,
Du bleibest hier und ich muß fort.
Ach liebes Weib, wir müssen scheiden,
Die Pflege bleibt dir allein.
Es werden trübe Stunden kommen,
Die Hilfe scheint noch fern zu sein *).

Am Tage vor der Abreise werden sie von allen, bei denen sie Abschiedsbesuche gemacht hatten, beschenkt. Der eine gibt Geld, der andere Taschentücher, der dritte irgendetwas anderes. Am Abend wird eine kirchliche Abschiedsfeier mit Abendmahl für sie gehalten. Am nächsten Morgen versammeln sich die Freunde bei ihnen und halten unter Gesang, Gebet und Tränen Abschied. Dann geht es auf den Wagen. Inmitten zweier Mädchen, der Geliebten und der Schwester oder der Frau und der Schwester, fahren sie zwei bis drei Kilometer hinters Dorf. Dort kommen alle Wagen zusammen, und nun gibt es einen letzten schweren Abschied. Mit dem Gesang des Liedes:

Jesu, geh voran
fahren sie dann in die ungewisse Zukunft hinein

IV. Die Verlobung

Das Anhalten um die Hand eines Mädchens bei deren Eltern unternimmt der junge Heiratskandidat niemals auf eigene Faust. Dazu gehört unbedingt ein Freiersmann oder gar mehrere. Denn es ist keine Kleinigkeit für einen schüchternen Bauernjungen, selbständig „uff die Freit“ zu gehen, da der Bauer-Vater, auch wenn er den Burschen gern zum Schwiegersonn haben möchte, doch ein harter Mann ist und zum Schein gar nichts von der Sache hören will. Deshalb gehören schon recht gewitzte Freier dazu, die die Sache auch „deichseln“ können. Nun gibt es in jedem Dorf Freiersmänner, die wie die hübschen Mädchen „s Geriß“ haben und stark in Anspruch

*) Beide Lieder sind dem Buche „Volkslieder und Kinderreime“ von Erbes und Sinner entnommen.

genommen werden. Aber sie geben sich nicht für jedermann her. Ein Glück daher, wenn der Bursche in seiner „Freundschaft“ einen berühmten Freiersmann hat. Ist das nicht der Fall, dann kann es wohl bisweilen vorkommen, daß der Hausvater das Licht auslöscht und sich ins Bett legt, die unbeholfenen Freier im Dunkel darüber nachdenken lassend, was sich zu einer ordentlichen Freierei „gehört“. So lange nämlich die Freier mit ihren Schmeicheleien zurückhalten, werden sie gar keiner Antwort gewürdigt, weil der Bauer denkt: „Dazu habe ich mein Kind großgezogen, daß ich mir jetzt ‚gute Worte‘ geben lassen kann, später kriege ich doch keine mehr.“ Es soll auch nicht den Anschein haben, daß ihm „das Jawort auf dem Klöpfer hängt“, d. h. zu schnell gegeben wird, wenn die Hand des Freiers noch auf der Türklinke liegt.

Auf die Freierei begibt man sich gewöhnlich nach Mitternacht. Da schleichen dann die Freiersmänner oder auch nur einer mit dem Bräutigam zum Hause der Erwählten hin. Der Bräutigam bleibt irgendwo in der Nähe des Hauses zurück, die Freiersmänner klopfen an Türen und Fenstern die Hausleute aus dem wirklichen oder scheinbaren Schlaf. Man läßt sie eintreten, es beginnt eine gewöhnliche Unterhaltung über Holz- oder Ochsenkauf, denn der Wolgadeutsche fällt einem nie mit der Tür ins Haus, auch bei anderen Angelegenheiten nicht. Erst allmählich rückt man mit der Hauptsache heraus. Nun gibt es ein Sträuben und Überreden. Je mehr man sich sträubt, desto mehr „gute Worte“ und Versprechungen gibt es: wie herrlich wird der Bräutigam geschildert, wie süß muß es sein, mit einem solchen Mann durchs Leben zu gehen! Und die Eltern erst: der reine Himmel auf Erden! Besonders schwierig ist die Aufgabe der Freier, wenn es gilt, einen dem Mädchen ganz unbekanntem Burschen in ein paar Stunden lieb und begehrenswert zu machen. Das kommt vor, wenn es im eigenen Dorf aus irgendwelchen Gründen „sich nicht schickt“ und man genötigt ist, sich anderswo eine Lebensgefährtin zu suchen. Vor allen Dingen hat man sich zu hüten vor dem Schabernack der ledigen Jugend, die es durchaus nicht gern sieht, wenn ein Mädchen fortheiratet. Darum schneiden sie gern den Pferden der Freier die Schwänze ab, während diese sich um das Jawort des Mädchens und ihrer Eltern bemühen, oder

verstecken ihnen das Pferdegeschirr und dergleichen.

Wenn das Sträuben auch „schö‘ loßt“, so hat es doch eine gewisse Grenze. Mancher alte Vater hat sich so lange gesperrt, daß die Freier verärgert fortgegangen sind, er aber schnell nachschicken und sie zurückrufen mußte: es wäre nicht so schlimm gemeint gewesen . . . Haben die Freier ihre „Schuldigkeit“ getan und das Jawort erlangt, so wird der Bräutigam herbeigerufen. Er reicht seinen zukünftigen Schwiegereltern und der Braut die Hand. Es wird „Handschlag“, „Winkof“, „Wenkuff“ gefeiert. Dabei bekommt die Braut einige Rubel oder ein paar Taschentücher „uff die Treu“, wofür sie dem Bräutigam ein Hemd zu nähen verspricht, das dieser dann zur Trauung und später an Sonn- und Feiertagen anzieht. Zu dieser häuslichen Verlobung werden auch die Eltern des Bräutigams herbeigeholt. Man ist bei Schnaps und Imbiß guter Dinge bis zum Morgen. Sollte es aber vorkommen, daß sich das Mädchen und seine Eltern nicht nur zum Schein hartherzig stellen, sondern tatsächlich von dem Burschen nichts wissen wollen, so hat er eben „einen Korb bekommen“, aber die Freier hat ja in der Nacht stattgefunden, und niemand hat den Korb gesehen. Übrigens wird ein Korb aus dem Nachbardorf sehr bald verschmerzt. Es ist sogar schon vorgekommen, daß die Freier in derselben Nacht noch bei einem anderen Mädchen anfragten. Ein Bursche, der sich so schon mehrere Körbe bei den gleichaltrigen Mädchen geholt hat, versucht sein Glück bei älteren und „alten Jungfern“, sogar auch bei jüngeren Witwen: „Man muß eben zu dem Vogel gehen, der sitzen bleibt.“ Ist die Verlobung zustande gekommen, hat man Handschlag gefeiert, so macht man sich „in die Reih“, um zum Pastor zu gehen oder zu fahren zwecks kirchlicher Verlobung, „Verspruch“, „Joh“, „Bant“, „Betafahre“ genannt, denn diese muß sofort nach der häuslichen stattfinden, damit die Braut nicht durch Leutegeschwätz „reuwendig“ gemacht werden kann. Diese Sitte ist so stehend, daß in Kirchspielen, in denen bestimmte Verlobungstage eingeführt sind (gewöhnlich ist es der Sonnabend), die Freierei nur in der Nacht vor diesem, also am Freitag (Freia-Tag) stattfindet. Die kirchliche Verlobung besteht im Lesen eines Abschnitts oder Verses aus dem Neuen Testament, im Aufsagen einiger Katechismus-

fragen, im Antworten auf einige Fragen, den Ehestand betreffend, und einer kurzen Schlußansprache des Pastors. Zu dieser kirchlichen Verlobung werden die Brautleute von den Eltern oder dem Vormund begleitet. Auch jüngere Mitglieder der Familie sind manchmal anwesend, die dann nach der Verlobung einige Pistolen- oder Flintenschüsse abfeuern. Die jungen Leute kommen selten unvorbereitet zur Verlobung. Sobald ein Mädchen hört oder merkt, daß der Bursch ernstliche Absichten hat, holt sie flugs ihren Katechismus hervor und prägt sich das früher einmal Gelernte von neuem ein, desgleichen auch der Bursch. Nur solche, die früher nichts gelernt haben, haben auch nichts zu wiederholen und müssen ihre Schulfaulheit büßen, indem sie zur Strafe nicht verlobt werden. Es wird ihnen dann etwas zum Lernen aufgegeben. Solange sie das nicht können, wird das Aufgebot zurückgestellt.

Ist alles glatt gegangen, wird das Brautpaar zum Aufgebot angenommen. Beim ersten Aufgebot ist weder Bräutigam noch Braut in der Kirche, beim zweiten und dritten sind beide anwesend. Sind die Verlobten nicht aus einer Gemeinde, so ist der Bräutigam zuerst in der Kirche der Braut, während beim dritten Aufgebot die Braut in der Gemeinde des Bräutigams dem Gottesdienst beiwohnt, nach welchem dann die „Brautschau“ stattfindet. Die Braut macht ihren zukünftigen Schwiegereltern einen Besuch und beschaut sich das Haus, die Küche, den Viehbestand, kurz die Wirtschaft, in die sie hineinheiraten soll. Bei dieser Brautschau kommen öfter Betrügereien vor, indem sich der Bräutigam einen Samowar oder eine Nähmaschine oder sonstige Augenweiden einer ordentlichen Hausfrau ausborgt. Kommt der Schwindel nach der Trauung zum Vorschein, ist nichts mehr zu machen, „man muß sich drein schicken.“ Das geht um so leichter, als man selbst auch nicht so viel Röske, Hemden und dergleichen mitbringt, als man dem Zukünftigen vorgemacht hat.

Während der Brautzeit trägt der Bräutigam, wo er erscheint, eine bebänderte Mütze mit einer Hahnen- oder Pfauenfeder daran. Äußerst selten kommt es vor, daß ein Pärchen noch nach der Verlobung auseinandergeht. Diese Entlobung, „das Zurückverloben“, hat für die Mädchen einen schmerzlichen Beigeschmack. Während nämlich die Mädchen vor

der Verlobung allen Versuchen, die mit dem in der „ledigen Reih“ angetrunkenen Räuschen, dem Liebkosen und Heimführen in Verbindung stehen, Widerstand geleistet haben, werden sie nach der Verlobung leicht eine Beute dieser Versuchungen. Sie betrachten sich dann schon als Eheleute, wie denn auch im Sprachgebrauch die beiden Wörter „Verspruch“ und „Kopulation“ miteinander verwechselt werden. Entgleisungen kommen wohl auch hin und wieder vor der kirchlichen Verlobung vor, namentlich, wenn ein Pärchen sicher ist, daß die beiderseitigen Eltern nicht gegen eine Verheiratung sind. Sie spüren auch weder Reue über ihr Tun noch Angst vor dem Schelten der Eltern, denn diese beurteilen die Sache bloß vom wirtschaftlichen Standpunkt aus. Müßte die Hochzeit in einer wirtschaftlich unpassenden Zeit stattfinden, dann wäre das Geschehene tadelnswert, sonst aber gilt, daß man zur Hochzeit noch nichts merkt oder, im äußersten Fall, daß die Taufe nicht schon vorher nötig ist!

Deshalb stößt der Wunsch eines ungetreuen Liebhabers oder Bräutigams nach Trennung stets auf hartnäckigen Widerstand der Mädchen, da sie nicht wissen, ob sie auch „frei“ von ihm sind. Stellt es sich jedoch nach einiger Zeit heraus, daß der vorzeitige eheliche Umgang keine für sie nachteiligen Folgen gehabt hat, so atmen sie erleichtert auf und sträuben sich nicht weiter gegen das „Zurückverloben“. Wissen sie doch, daß sich bald andere um sie bewerben, daß sie nicht sitzenbleiben werden. Ist die Geschichte aber nicht mehr ganz rein, so findet sich meist auch noch ein Mann, der das „ufgelesene“ Kind in Kauf nimmt, namentlich, wenn das Mädchen etwas Geld besitzt oder gesund und kräftig ist und eine tüchtige Arbeitskraft zu werden verspricht. Freilich hätte dieser Mann unter anderen Umständen keine Aussicht gehabt, das Jawort dieses Mädchens zu bekommen. Aber unverheiratet bleibt so leicht kein wolgadeutsches Mädchen.

Aber es gibt noch einen Grund, der die gefallenen Mädchen in ihrem Sträuben gegen eine Trennung bestärkt, das ist die Kirchenzucht. Sie besteht darin, daß die unverheiratete Mutter in der Kirche vor versammelter Gemeinde Buße tun muß oder bei mildernden Umständen wenigstens am Tauftag ihres Kindes öffentlich von der Kanzel ermahnt wird. Den

Burschen ereilt die Kirchenstrafe in anderer Weise. Wenn er mit einem anderen Mädchen zur kirchlichen Verlobung erscheint, so wird durch die Einsprache des verlassenen Mädchens ein schwarzes Tuch auf den Tisch im Bethaus gebreitet, was den Pastor veranlaßt, die Verlobung „bis nach ausgemachter Sache“ zu verschieben. Sogar das schon begonnene Aufgebot wird unterbrochen, und zwar auf sechs Wochen. Klagt das Mädchen im Laufe dieser Zeit, so wird die Entscheidung des Gerichts abgewartet. Verzichtet es auf ihr Klage-recht, so wird das Aufgebot nach den sechs Wochen fortgesetzt.

Nachdem das Paar aufgeboten ist, erfolgt auch bald die Hochzeit. Vorher wird noch in die Stadt gefahren, um die nötigen Besorgungen zur Hochzeit zu machen und die Geschenke einzukaufen. Das Brautkleid und die Brautschuhe schenkt der Bräutigam der Braut.

Die Hochzeit kann zu jeder Jahreszeit gefeiert werden. Die Kirche hält jedoch an der alten Sitte fest, daß in der Advents- und Passionszeit keine Lustbarkeiten, also auch keine Hochzeiten, stattfinden sollen. Das Volk liebt es auch, seine Hochzeiten an den frohen Festtagen zu feiern, so zur Fastnacht, zur Kerb, „zwischen die Johra“, d. h. zwischen Weihnacht und Neujahr, so daß an diesen Tagen, je nach der Größe des Kirchspiels zehn bis zwanzig, ja sogar dreißig Paare mit einem Male „im Trupp“ getraut werden.

V. Die Hochzeit

Die Hochzeit wird in der Regel an einem Wochentag gefeiert, mit Vorliebe am Dienstag oder Donnerstag, damit man nach ein- bis zweitägiger Hochzeitsfeier das Haus gründlich reinigen und ihm bis zum Sonntag wieder sein übliches Aussehen geben kann. Einige Tage vor der Hochzeit kommen die beiderseitigen Eltern zusammen und schreiben die einzuladenden Gäste auf. Am Sonntag vor der Hochzeit geht das Brautpaar im Dorf herum, um die ledigen jungen Gäste aufzufordern, wobei auch die Brautburschen und Brautmädchen, wenigstens je zwei, gewählt werden. Die übrigen Gäste werden durch „Hochzeitsbitter“, „Hochzeitsläder“ ein oder zwei Tage vor der Hochzeit geladen. In der Regel werden nur die beiderseitigen „Freunde“ eingeladen — das gibt schon eine ganz ansehnliche Zahl —, jedoch werden auch gute Bekannte, getreue

Nachbarn und vor allen Dingen die Dorf-honoratioren, mit denen man in Kirche, Schule und Verwaltung zu tun hat, nicht vergessen. Auch pflegt man, einige Reiche aufzufordern. Die Hochzeitsbitter sind die jüngeren und gewandteren Paten des Brautpaares. Können diese zufällig keinen Einladungs-spruch, so wird ein guter Bekannter dazu gebeten. Am Sonntag oder Dienstag vor der Hochzeit erscheinen sie im Haus des Bräutigams. Da bekommt ein jeder einen weißgeschnitzten Stock mit eingeschnittener Kerbe, daran die Bänder festgebunden werden sollen. Ihr erster Gang führt ins Haus der Braut, denn diese wird mit ihren Eltern wie alle anderen Gäste geladen. Mit der Liste der Einzuladenden geht es dann von Haus zu Haus. Wenn sie die „ganze Freundschaft“ durchgegangen sind, laden sie zu guter letzt auch noch den Bräutigam mit seinen Angehörigen. Der „Ladesprüche“ gibt es viele. Es folgen einige:

I.

Wir grüßen euch von N. u. N.
Und von Braut und Bräutigam,
Die haben uns zwei aufgetragen,
In ihrem Namen euch zu sagen,
Daß sie sich haben eingerichtet,
Bis Donnerstag nach ihrer Pflicht
Die Hochzeitsfeier zu begehen:
Da hoffen sie auch euch zu sehen.
Da kommt ein jeder Gast, wie sich's gebührt,
Mit seinem schönsten Kleid gezieret,
Und findet sich bei NN ein.
Wenn dort alle schön beisammen sein,
Alsdann wird man sich vorbereiten
Und Braut und Bräutigam ins Gotteshaus
begleiten;
Der Pastor wird dann mit Gebet
Das werte Brautpaar kopulieren,
Hernach wird man sie heimwärts führen.
Und wißt ihr, wo es jetzt hingeh't?
Ihr denkt vielleicht, man ginge jetzt nach Haus?
O nein! — wer doch so töricht wäre,
Und wüßte nicht, wohin er jetzt gehöre,
Den lachte man mit Recht als einen Narren aus.
Denn jetzt geht's stracks ins Hochzeitshaus.
Und dieses ist leicht zu erraten,
Weil man's der Nase nicht so bald verbergen
kann.
Denn der Geruch von vielen fetten Braten
Füllt ja alle Gassen an.
Ihr werdet kaum dem Worte glauben,
Wo man den Vorrat hergebracht:
Ochsen-, Kalbfleisch, Hühner, Tauben
Sind hübsch und fein zurechtgemacht.

Mit allem, was man wünscht,
 Ist unser Wirt versehen,
 Und immer wird noch zugetragen.
 Und wer noch das verschmähe
 Und wünscht nicht hinzugehen,
 Dem fehlt's an einem leeren Magen.
 Ich sehe heut mit zu, fürwahr, es ist zum Lachen,
 Was sie da für Butterklöße machen:
 Wie eine Kegelkugel dick!
 Und wie die Köche selber sagen,
 Hat man in die Scheuern eingetragen
 Schon über hunderttausend Stück.
 Doch etwas ist mir eingefallen:
 Ich sag' von Überfluß an allem
 Und könnte leicht ein Lügner sein,
 (zum andern gewendet):
 Denn weißt du was von Bräutewein?
 (Der andere):
 Wie ich von unserm Wirt vernommen,
 So wird er nicht so häufig kommen,
 Weil jetzt der Brautwein, wie ihr selber wißt,
 Nicht gut und doch so teuer ist:
 Da wollte man ein wenig sparen. —
 Das werdet ihr auch selbst erfahren.
 Er wird für jeden Gast im Becher hingestellt,
 Der einen Vierteleimer hält!
 Da kann er trinken nach Belieben
 Und soll sich nicht dabei betrüben.
 Und hat der Gast ihn leer, so wird, wenn's ihm
 gefällt,
 Ein neuer Becher hingestellt.
 Denn wie ich vom Hochzeitsvater vernommen,
 Soll immer noch mehr aus Saratow kommen.
 Nun haben wir unsere Schuldigkeit getan,
 Seid so gut und nehmt's auch freundlich an.
 Aber steckt euch Messer, Gabeln ein,
 Da wird was zu zerschneiden sein;
 Sonst müßt ihr mit den Ohren (auch Mäulern)
 essen.
 Potz Blitz! Was fällt mir da noch ein!
 Ich schweig' ganz still von Bier und Wein.
 So bleib ich noch ein Weilchen hier.
 Gebt ihr mir ein Glas voll Wein,
 So wird mir das noch lieber sein.

II.

Wir kommen zu euch hereingeschritten
 Und woll'n euch auf die Hochzeit bitten.
 So grüßen wir euch, ihr lieben Leut,
 Und bringen euch 'ne Hochzeitsfreud!
 Braut und Bräutigam haben uns gesandt,
 Das seht ihr hier an Stock und Band.
 Sie lassen bitten insgemein:
 Ihr sollt die Hochzeitsgäste sein,
 Mit ihnen in die Kirche gehen,
 Um ihre Freud' mit anzusehen.
 Der Pastor kommt geschwind herbei
 Und macht den Bund: kopuliert die zwei.
 Geblasen wird ein großes Horn

Bis vor die Kirch und vor den Dorn.
 Und wenn die Trauung ist vorbei,
 Dann macht die Musik erst ihr Geschrei.
 Dann geht es nach dem Hochzeitshaus,
 Dort ist vorhanden ein fetter Schmaus.
 Allerlei Vieh ward angeschafft
 Und zu der Hochzeit abgeschlacht't.
 Ochs, Kühe, Kälber, Schwein'
 Werden dort in Menge sein.
 Dazu auch noch viel Federvieh,
 Das kam geflogen in aller Früh.
 Dies alles ist so fett gemäst't,
 Es wird euch schmecken, liebe Gäst!
 Ja, wollt ihr wissen, was ich mein',
 Was das für Küh und Ochsen sein?
 Der Ochs hat hundert Pud an einem Bein,
 Das ist doch gewiß nicht klein!
 Ei, da hat man lang zu kochen
 Feuer, Fleisch und Ochsenknochen.
 Ja, noch länger muß man essen,
 Bis man solchen Ochs' gegessen.
 Und eine Kuh aus Engelland —
 Auszusagen eine Schand!
 Die war so schrecklich hoch,
 Daß kaum ein Vogel drüber flog.
 O da hat man große Müh'
 Abzuschlachten solches Vieh.
 Und ein Kalb von sieben Wochen
 Hat dreißig Pud fast ohne Knochen,
 Und dieses ist so fett gemäst't,
 Daß man zuerst das Fett rauspreßt.
 Ja, da gibt's wirklich gute Braten
 Für alle Gäste, die wir laden,
 Und obendrauf drei fette Schwein'!
 Das soll noch das Allerbeste sein.
 Man hat davon schon Wurst gemacht.
 Die hat uns heut' schon angelacht.
 Die ist so dick wie eine Kuhl (gefüllter Mehlsack),
 Hat Schnuttel wie 'n Lehnstuhl.
 Fünf fette Gäns' mit weißen Federn
 Sitzen dort schon auf den Treppen
 Und warten mit off'nen Augen,
 Bis man ihnen tut die Köpff' abhauen.
 Die Gänse sind zwar nicht so klein,
 Wie sie bei uns zu sehen sein,
 Wenn sie fertig sind gebraten,
 Haben sie noch zwei-drei Faden.
 Der Welschgickel sitzt schon im Kroppen,
 Den tun die alten Weibsleut' kochen.
 Seine Größe auszusagen,
 Möcht' ich mündlich gar nicht wagen.
 Ich möcht' dabei im reinen bleiben
 Und ihn auf Papier beschreiben,
 Da braucht man zu so einem Tier
 Wohl 12 bis 13 Bogen Postpapier.
 Auch Kuchen sind schon in dem Ofen.
 Die sind von Suvel eingeschoben,
 Kuchen von fünf Ellen hoch,
 Und Butterklöß', wie 'n Kopf so groß!

Die Kesselkuchen *) all' in einer Reih,
Die sitzen da, wie Kopna' (Haufen) stehn.

Dies hab' ich euch nun kund getan.
Mein Stock, der möcht' ein Bändchen han.
Bekommt mein Stock ein schönes Band,
So mach' ich euch noch mehr bekannt.

(bekommt ein Band)

Potz Tausend! Was fällt mir da noch ein?
Ich schweig' ganz still vom Brautwein!
Und 's sind doch alle Fässer voll;
Das weiß der Hochzeitsvater wohl.
Im Keller liegt ein starkes Bier,
Glaubt nur, es graut mir selbst dafür!
Wer davon wird zu voll sich saufen,
Kann nicht mehr gut nach Hause laufen.
Dulen (Birnen) sind dort auch vorhanden,
Zu vergleichen – eine Schande!
Kurz: ein deutscher Bauernwagen
Hat an einer Dul' zu tragen.
Rosinen, Zwetschgen sind dort viel,
Die Hutzeln haben noch die Stiel'.
Der Koch, der sitzt in der Küchenecken
Und tut die Hutzelstiel' ablecken.
Fünf Weiber, sauber, schön und zart,
Die richten's zu nach bester Art;
Sie woll'n noch merbe (mürbe) Kuchen backen
Und auch das Fleisch recht klein zerhacken.
Auch Musikanten sind schon da.
Die spielen: hopsa! tra-la-la!
Sie sitzen nicht mehr drauß',
Sie spielen schon im Hochzeitshaus.
Mit Geigen, Hackbrett, Dudelsack,
Da kann man tanzen nach dem Takt.
Die schönsten Mädchen noch dazu ...
Oi! da geht's: hopp! hopp! juchhu!
Zuletzt hab' ich 'ne kleine Bitt':
Teilt mir ein Gläschen Branntwein mit.
Und habt ihr keinen Schnaps zu Haus,
So gebt mir 'n paar Kopeken raus.

Haben die Hochzeitsbitter Grund anzunehmen,
daß unter den Geladenen wilde Burschen
sind, so fügen sie wohl eine kleine Unterweisung
über anständiges Betragen hinzu:

Eines will ich euch noch sagen,
Daß ihr euch nicht tut schlagen,
Wenn ihr seid voll Brautwein schier.
Denn es ist doch kein' Manier,
Daß man mit Streit die Hochzeit zier'.
Es ist ja auch kein Kerbfesthaus,
Daß man schlägt die Fenster 'naus.
Mein Verschen wär' noch lang nicht aus,
Doch muß ich fort ins Nachbarhaus.

Man kann sich denken, daß die beiden Hochzeitsbitter nach so vielen Schnäpsen zum Schluß kaum noch lallen und gehen können, dann wird eine Familie wohl auch manchmal in Bausch und Bogen als „Frau und Sau“ eingeladen.

Haben nun die Hochzeitsbitter ein Band an den Stock bekommen, ihr Schnäpschen getrunken oder das Trinkgeld eingesteckt, so verlassen sie das Haus, um weiter zu laden. Ist über die Braut schon ein Gerede im Dorf, so fügen sie wohl noch hinzu:

Eines hab' ich noch zu sagen:
Tut euch nicht zu den Trollern*) schlagen.
Die Trollgäst' haben kein' Verstand,
Sie reiben ihre Weisheit von der Wand.

Im Hause des Bräutigams, wo die Hochzeit gefeiert wird, geht am Montag oder Mittwoch alles drunter und drüber. Von morgens früh bis spät in die Nacht hinein wird gearbeitet. Die Hausväter schlachten das Vieh, zerteilen das Fleisch und besorgen die Getränke, die Hochzeitsmütter haben sich Nachbarinnen und Freundinnen eingeladen. Die kochen nun und backen, schmoren und braten, was das Zeug hält. Gilt es doch, ganze Berge von Fleisch zu verarbeiten, ganze Berge von Kuchen zu backen. Bei großen Hochzeiten, die einige Tage lang dauern, wird unglaublich viel vertilgt. Die Übertreibungen der Hochzeitsbitter kommen in manchen Stücken der Wirklichkeit ziemlich nahe.

Am Nachmittag fahren die Brautburschen und -mädchen im Dorf umher, ihre Pferde mit bunten Bändern geschmückt. Jeder weiß, was das zu bedeuten hat. Sie sammeln bei den geladenen Gästen, manchmal auch anderswo, Tische, Stühle, Bänke, Teller, Messer, Gabeln, Löffel und allerlei Gläser und Gerätschaften, die zu einer großen Mahlzeit nötig sind. Nach vollbrachter Tat lassen sie es sich nicht nehmen, ein Tänzchen zu machen. Ja, wenn die Vorbereitungen zum Fest früh genug beendet werden, wird oft mit geladenen Gästen eine kleine Vorfeier, ein regelrechter Polterabend veranstaltet, der unter anderem den Vorzug hat, daß man da „vor nix“ tanzen kann.

*) Laib Brot (nach der Form eines umgestülpten Kessels so genannt).

*) Mitläufer, Zuschauer, die bekanntlich zu Kritik geneigt sind.

Endlich ist der große Tag im Leben der jungen Leute da. Schon um 8 bis 9 Uhr morgens setzen sich die Musikanten vor das Hochzeitshaus und spielen Choräle, etwa drei an der Zahl. Das ist das Zeichen für die Gäste: „Kommet, es ist alles bereit.“ Die ersten Gäste sind natürlich die Brautburschen mit ihren Brautmädchen, die die Mützen der Burschen mit einem Band und die Brust mit einem Strauß geschmückt haben. Auch sie selber haben ein Sträußchen mit oder ohne herabwallendes Band an der Brust befestigt. Nach und nach erscheinen die übrigen Gäste im Sonntagsstaat, die des Bräutigams in seinem Hause und die der Braut in dem ihrigen. Nun wird ein Glas Wein oder Schnaps mit Kuchen gereicht, dann begibt sich die ganze Gesellschaft mit dem Bräutigam an der Spitze zum Hause der Braut, um sie abzuholen. Unterdessen wurde die Braut „angezogen“. Das Brautkleid ist gewöhnlich von dunkel- oder hellblauer, in einigen Gemeinden sogar schwarzer Farbe. (In jüngster Zeit finden die Farben Weiß und Creme viel Anklang.) Dieses Kleid wird mit künstlichen, grellfarbigen Blumen besteckt, auf der Brust ein großer, sie ganz bedeckender Strauß aus ebenfalls künstlichen Blumen befestigt, von dem eine Menge bunter Bänder herabhängt, die beim Tanz die Braut umflattern. Die Krone bildet der Brautkranz — Ufsatz, Rosenkranz oder auch Schnatz genannt —, ein recht auffallendes Ding: ein großer, mit buntem Papier umwickelter Drahtkranz mit langen steifen Ausläufern über den Rücken. Sowohl der Kranz wie auch die Ausläufer sind mit künstlichen Blumen besetzt, die wieder an kürzeren, mit Papier umschlungenen Drähten befestigt sind. Dazwischen sind helle, bunte Glasperlen und Kügelchen angebracht, so daß alles bei der leisesten Bewegung der Trägerin „glitzert, flimmert und sprüht“. An diesem Brautkranz ist ein langer weißer Schleier befestigt, der den ganzen Rücken der Braut bis zur Erde bedeckt. Wo die weißen Brautkleider schon Mode geworden sind, wird das künstliche, bunte Flitterwerk durch natürliches Grün ersetzt, wozu Myrten und anderes hübsches Topfblumengrün benutzt wird. (Die Witwen oder gefallenen Mädchen tragen zur Hochzeit keinen Schmuck, letztere allerdings nur, wenn die Folgen ihres Fehltritts schon zu sehen sind. In diesem Fall wird die Schmach mit einem großen Tuch schamhaft

bedeckt; auch zieht man es vor, die Trauung im stillen, im Pastorat vollziehen zu lassen, verzichtet wohl auch auf eine großartige Hochzeitsfeier.)

Der Bräutigam kommt mit seinen Gästen in den Hof der Braut und findet dort merkwürdigerweise die Haustür verschlossen. Er klopft und grüßt recht laut:

Guten Morgen!

Da öffnet der Hausvater etwas von innen die Tür und spricht:

Guten Morgen, mein lieber Herr!

Was ist denn dein Wunsch und Begehrt?

Kommst du zu mir als Freund oder Feind?

Sag an, wie ist es denn gemeint?

und macht die Tür wieder zu. Bräutigam:

Ich komm' zu dir nicht als dein Feind,

Ogleich sehr viele bei mir sind.

Drum hör mein Wünschen und Begehrt

Und zürne mir nicht allzusehr.

Vater (die Tür wieder etwas öffnend):

Warum macht ihr denn ein Feldgeschrei,

Als wenn ein Feind vorhanden sei?

Drum faß dich schnell und sprich dich aus,

Sonst heißt's: pack dich zum Tor hinaus!

und macht die Tür wieder zu.

Bräutigam:

Ein Feldgeschrei im Jubelton

Ist ja der Sänger höchster Lohn!

Drum höre nur auf Ton und Sang,

Mach auf die Tür und säum nicht lang.

Vater:

Wen sucht ihr da? Wer soll es sein?

Sag an, wie heißt ihr Name fein?

Wenn du uns das hast angesagt,

Alsdann wird dir erst aufgemacht.

Bräutigam:

Eine Jungfrau, züchtig, keusch und rein,

Katharina soll ihr Name sein.

Sie soll sein prächtig aufgezieret,

Wie man sie zum Altare führt.

Vater:

Hier ist eine Jungfrau, keusch und rein,

Ist sie's, die ihr wohl habt gemeint?

Von Fuß bis Haupt ist sie geziert,

Wie man sie zum Altare führt.

Bräutigam:

Ach ja, mein Freund, sie wird's wohl sein.

Doch aber halt! Es fällt mir ein:

Sie muß auch haben einen Strauß,

Der zeichnet nur den Bräut'gam aus.

Vater:

Ein Strauß liegt hier schon lange Zeit,

Den diese Jungfrau hat bereit't.

Doch aber macht mir das bekannt:

Wem soll sie geben Strauß und Hand?

Bräutigam:

Ein junger Geselle, hübsch und fein,
Johannes soll sein Name sein.
Dem soll sie geben Strauß und Hand
Zu großer Treue Unterpfand.

Vater:

So kommt denn alle, groß und klein,
Mit Harmonie kehrt bei uns ein.
Seid fröhlich nun auf diesem Fest,
Ihr eingelad'nen Hochzeitsgäst.

Bräutigam:

Nun stimmen wir ein Loblied an,
Das heißt: Herr Jesu, geh voran!

Nun werden alle ins Haus gelassen, aber bis zum Anstimmen eines Lobliedes dauert's noch ein Weilchen. Statt der hübsch geschmückten Braut tritt ihnen ein abscheuliches altes Weib in schmutzigen Lumpen als Braut entgegen. Unter allgemeiner Entrüstung, wobei viel Scherz und Witz hin und her ausgetauscht wird, wird diese zurückgewiesen. Es folgt eine weniger alte, aber fürchterlich dicke Person mit einem riesigen Stück Schwarzbrot in der Hand, von dem sie ein Stück nach dem anderen abbeißt und mit Hochgenuß verzehrt, oder auch eine spindeldünne „Hopfenstange“ mit einem fingerdicken Spinnfaden in der Hand, der ihre Spinnkunst beweisen soll. Auch sie werden natürlich mit derselben Entrüstung und denselben Witzeleien abgewiesen. Schließlich geht es auf die Suche nach der richtigen Braut. Manchmal wird sie im Nebenzimmer gefunden, oft aber erst beim Nachbar, hübsch geschmückt, aber angebunden, mit Bändern an einen Stuhl gebunden. Sie muß ausgelöst werden durch Geldopfer der angekommenen Hochzeitsgäste. Dann erst steckt sie dem Bräutigam den Strauß mit einem herabhängenden Band an die rechte Seite der Brust und der Hausvater bewirbt die Gäste mit Schnaps und Kuchen. Danach kommt das „Aussegnen“ oder das „Auszuhalten“ der Braut aus dem elterlichen Haus. Das Brautpaar stellt sich vor einen Tisch, hinter dem der Aussegner Platz genommen hat, in der Regel ist es der Schulmeister. Sind aber viele Brautpaare „im Trupp“ zu trauen, so kann er unmöglich alle bedienen; dann werden andere, beredte und in der Heiligen Schrift bewanderte Leute, etwa die Kirchenvorsteher oder ein „Bruder“ (Gemeinschaftsman) gebeten. Ist der Schulmeister der Aussegner, so läßt er ein Lied anstimmen und hält etwa folgende

Rede: „Liebes Brautpaar! Durch Gottes Fügung ist es gekommen, daß ihr heute einen Bund miteinander schließen wollt, den Bund nämlich, die ganze Zeit eures Lebens, solange es Gott gefällt, einander zu lieben und treu zu sein in Glück und Unglück, in Freud und Leid. Diesen Bund nennt man den Ehebund, den Gott schon im Paradiese gestiftet hat, indem er sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, und dem Adam die Eva als Gehilfin gab. Bevor ihr nun zum Altar des Allerhöchsten tretet, um dort das Gelöbnis der Treue abzulegen, möchte ich euch erst ein Wort der Ermahnung und Liebe ans Herz legen.

Zuerst wende ich mich zu dir, liebe Braut. Siehe, es ist heute einer der wichtigsten und schönsten Tage deines Lebens, ein Tag, an dem du aus dem Hause deiner Eltern, in welchem du deine schönsten Jugendjahre verlebt hast, hinweggeführt wirst. Du mußt heute verlassen Vater, Mutter, Geschwister und alle lieben Angehörigen, den Ort, wo du deine Kindheit und Jugendzeit verbracht hast, wo jeder Gegenstand ein vertrauter Bekannter ist, da du nach der Trauung deinem Manne in einen anderen Wohnort folgen wirst, wo dir vieles in der ersten Zeit neu, fremd und ungewohnt vorkommen wird.

Es ist wahrlich für dich ein hochwichtiger Tag, besonders aber dadurch wichtig, weil du an demselben Tage einen Eid der Treue schwören wirst, deinem Manne in Liebe treu zu sein. Willst du also glücklich sein, willst du, daß dein Ehestand nicht einmal ein Wehestand sein soll, so wende dich mit ganzem Herzen zu Gott, dem Geber aller guten Gaben, von welchem alle guten und alle vollkommenen Gaben kommen. Er wird dir geben, was dein Herz wünschet. Unser Gott im Himmel will gebeten sein, wenn er uns etwas geben soll, darum verlangt er unser Flehen, wenn wir etwas nötig haben zum Leben.

Keine Rosen ohne Dornen, wir müssen in unserem Leben gar oft auf Dornen wandeln. Es werden nicht immer Hochzeitstage oder auch nur freudige Tage in deinem Leben sein, sondern es werden auch zuweilen traurige und trübe Tage kommen. Doch, liebe Braut, wenn Stunden der Trübsal über dich kommen sollten, sei unverzagt, denn Gott kann erretten, die zu ihm treten und von Herzen beten. — Denen, die Gott lieben, müssen alle

Dinge zum Besten dienen. Halte also fest an Gott und seinem Wort in Freud und Leid, in Glück und Unglück, er wird dich die Zeit deines Lebens herrlich hindurchführen. Er wird auch dein Herz mit solcher Liebe erfüllen, daß du deinem Bräutigam, dem du heute den Eid der Treue gelobst, wohlgefällig sein wirst dein Leben lang.

Und so wende ich mich auch zu dir, lieber Bräutigam. Siehe, auch an dich ergeht der Wunsch meines Herzens und die Ermahnung zum Guten ebenso wie an deine liebe Braut. Auch du mußt dem herrlichen Exempel des jungen Tobias nachfolgen, der da spricht: ‚Uns gebühret nicht, solchen Stand anzufangen wie die Heiden, die Gott verachten.‘ Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist des rechten Christen Lauf.’

Der Ehestand ist ein sehr wichtiger Stand, darum mußt du auch mit Gott wie Jakob im Gebet ringen und sprechen: ‚Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.‘

Lade heute auch den Herrn Jesus als vornehmsten Gast auf deine Hochzeit, und er wird ebensowenig deine Einladung verschmähen, als er die jenes Bräutigams zu Kana in Galiläa verschmähte. Alsdann wird der Anfang wohl gelingen, und der Fortgang kann euch Früchte bringen, so wird denn auch das Ende gut, wenn Gottes Segen auf euch ruht. Nun, so gebe denn Gott, daß diese Ermahnung und der Wunsch meines Herzens nicht möge unerfüllt bleiben. Beherzigt alles, liebes Brautpaar, und bewahrt es in einem feinen guten Herzen.

Ihr, Eltern der Braut, habt an eurer Tochter eine Stütze gehabt, die ihr nun entbehren werdet. Wie war es euch eine Freude, als euch Gott diese Tochter gab, und ihr habt euch alle Mühe gegeben, sie zu erziehen, daß sie einst würdig sei, einem Hause vorzustehen. Wie leer wird euch euer Haus erscheinen, wenn ihr nun von der Hochzeit zurückkommt und eure Tochter nicht mehr an ihrem gewohnten Platze findet. Doch warum sollt ihr trauern, da ihr eure Tochter noch am Leben wisset. Ist sie doch nach ihres eigenen Herzens Wunsch einem Mann gefolgt, von dem sie hofft, würdiglich gehalten zu werden. Möget ihr euch also diese Trennung von eurer Tochter gefallen lassen und sie getrost dem von euch erwählten Hause anvertrauen. Sie wird ja dort außer ihrem Mann ihre

Schwiegereltern antreffen, die sie als ihre Tochter ansehen und ihr mit elterlicher Liebe begegnen werden.

Ich aber, meine Lieben, wünsche euch allen Gottes reichen Beistand, seine Gnade und seinen Segen. Amen.“

Nach dieser Rede wird ein Gebet gesprochen und etwa folgendes Lied gesungen:

Den ersten Schritt in eurem Leben,
Ihr Kinder, habt ihr heut' getan.
Oh, möge Gott euch Segen geben
Auf dieser schweren Pilgerbahn,
Dies ist der Eltern heißes Flehen
O Herr, sprich: Ja, es soll geschehen.
Drum Kinder, wandelt Herz an Herzen
Zusammen immer himmelan,
Versüßet euch die Kreuzeschmerzen
Durch Liebe, und seid untertan
Den Eltern und dem Herrn und Gott;
Er hilft euch stets in aller Not.
Du Braut, du gehst von deinen Eltern,
Es fällt dir schwer, das glauben wir.
Doch weine nicht, sieh auf den Helden,
Er stillt alles Kreuz, wenn ihr
Zusammen, Bräutigam und Braut,
Mit Leib und Seele ihm vertraut.

Ist der Ansager ein Bauersmann, so ruft er den Musikanten zu: „Ei ja, ihr Musikanten, laßt euch hören! Bräutigam und Braut zu Ehren!“ und gibt den Choral an, nach welchem das Lied gesungen werden soll. Diese Aufforderung an die Musikanten wiederholt sich einige Male an passenden Stellen der Rede, und die Versammelten singen eine Strophe zwischenhinein.

Ich gebe nun auch die Rede des Kirchenvorstehers Konstanz in Warenburg wieder:

„Im Herrn geliebtes Brautpaar! Viele Ereignisse im Leben entfalten sich. Somit ist auch dieses ein von Gott gewolltes und zugelassenes Ereignis, daß ihr euch in nächster Stunde die Hände vor dem Altar reicht und eurem Gott verspricht, in einem Sinn miteinander fortzuleben und zu wandeln. Liebe Kinder, wenn euer Anfang gesegnet sein soll, so will ich euch einen guten Geleitsmann verraten, und das ist der liebe Gott, der euch gemacht und bereitet hat, euch in der christlichen Kirche hat geboren werden lassen, zur Taufe bringen, durch eure Eltern zur Schule schicken und euch in seinem Wort hat unterrichten lassen, so daß euch mancher Schriftabschnitt in die Hand gegeben ist, der euch mehr als ein Blumenstrauß in eurem Leben erquicken kann. Denn wie der treue und vielerfahrene

Knecht Gottes, der Mose, über sein Volk sagen mußte im 5. Mosesbuche, im 32. Kap. im Vers 47: ‚Denn es ist nicht ein vergebliches Wort an euch, sondern es ist euer Leben. Und solches Wort wird euer Leben verlängern in dem Lande, da ihr hingehet über den Jordan, es einzuehmen.‘ Ihr lieben Brautleute, euer wie auch unser aller Lebensschifflein streift ebenfalls auf dem Jordan dieses Lebens, und es soll nicht mit dem Strom, sondern gegen den Strom gesteuert werden. Weil ihr denn bereits Gottes Wort gelernt habt und es euch auf eurem Lebensweg in jeglicher Lage dienen soll, dürft ihr den schönen Spruch nicht vergessen: ‚Weil du von Kind auf die Heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Jesum Christum.‘

Ich möchte euch noch daran erinnern, daß der heutige Tag ein wichtiger Tag ist. Ich möchte es euch mit Gottes Wort bestätigen, wie der Knecht David sich ausdrückt im 118. Ps., im 24. Vers: ‚Dies ist der Tag, den der Herr macht, lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein.‘ Und daß man's auch nicht euch oder eurem Freiersmann zuschreiben darf, daß ihr zusammenkommt. Nein, der liebe Gott hat die Ehe selbst gestiftet. Das bestätigte wieder der Psalmist im 118. Psalm, im 23. Vers mit dem Ausdruck: ‚Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder vor unseren Augen.‘ Denn, daß es vom Herrn geschah, könnt ihr daran erkennen, daß jetzt schon eure Herzen in der Liebe eng verbunden sind, obwohl ihr euch von Kind auf fremd gewesen seid. — Das ist ein göttliches Geschick. Darum sei euer Wahlpruch das Lied Johann Mentzer:

Den Anfang muß nun Jesus machen,
Mit Jesu fahr' ich fröhlich fort usw.

Ihr möget auch bewahren das schöne Bekenntnis und Gelübde des jungen Tobias: ‚Denn wir sind Kinder der Heiligen und uns gebühret nicht, solchen Stand anzufangen wie die Heiden, die von Gott nichts wissen oder die Gott verachten.‘ Ihr lieben Brautleute, wenn ihr also gesonnen seid, wird der Herr beim Anfang, in der Mitte und auch beim Ende sein. Du, liebe Braut, wirst den Austritt aus deinem elterlichen Hause an der Seite deines Bräutigams mit dem Segenswunsch tun, den Laban seiner Schwester Rebekka nachgerufen hat, als sie der Knecht Eliser seinem Herrn Isaak gefreit hat: ‚Du, unsere Schwester,

wachse in viel Tausend mal Tausend!‘ Und jetzt könnt ihr Abschied nehmen:

Lebt wohl, im Herrn verbunden,
Den Eheweg zu gehen.
Habt ihr ihn recht gefunden,
Dann wird es selig gehen. Amen.“

Zum Schluß wird meist gesungen: Zieht in Frieden eure Pfade usw. Wo aber kein Redner anwesend ist, benutzt man gern Abschiedsgedichte, die von einem Paten oder guten Hausfreund entweder vorgelesen oder auswendig vorgetragen werden. Eins davon hat folgenden Wortlaut: ‚Da ihr alle, sämtlichen Freunde und alle gegenwärtigen Hochzeitsgäste, hier beisammen seid, so laßt uns mit anhören den Abschiedsdank unserer Braut. Da es ihr schwer fällt, selbst zu sprechen, bin ich beauftragt, an ihrer Stelle zu stehen und mit folgenden Worten voranzugehen:

Nun, so lang bewohntes Haus,
Ich zieh' in Gottes Namen aus.
Ich nehme nun von euch Ade
Und trete in die heil'ge Eh'.
Ade, ihr lieben Eltern mein,
Ich dank' für alles Gute fein.
Gott gebe euch dafür den Lohn
Und zier' euch mit der Himmelskron!
Wie manchen schweren, sauren Gang
Tat' ihr um mich mein Leben lang,
Wie manche schlafenlose Nacht
Hab' ich euch öfters doch gemacht!
Ade, o liebes Mutterherz,
Dem ich gekostet manchen Schmerz,
Auch, da ich ward zur Welt geboren,
Habt ihr viel Trän'n um mich verloren.
Ihr habt viel Müh' mit mir gehabt,
Bis ihr mich habt so weit gebracht,
Sofern es Gottes Wille sei,
Zu treten in die Ehefreud'.

Habt Dank vielmals um dessentwegen!
Ich wünsche euch viel Gottesegen,
Da nun der Umstand dieser Zeit
Uns heute voneinander scheid't.
So kann ich nichts mehr tun allhier,
Als herzlich danken für und für.
Nun, werte, liebste Eltern mein,
Mein Bleiben hier wird nicht mehr sein.
Ich möchte aber bitten noch:
Was ich versehn, vergebt mir's doch!
Gott, der ja über alles wacht,
Der nehme euch hier selbst in acht.
In euren alten, schweren Tagen
Woll' er euch auf den Händen tragen.
Ja, bittet selbst nach seinem Rat,
Wie er es doch verheißen hat.
Kann ich euch jetzt, in meinem Stand,
Mit Flehen gehen Hand in Hand,

So ist es meine Zuversicht,
 Daß er uns wird verlassen nicht.
 Nun, Eltern, wenn ich scheiden soll,
 So lebt in Jesu recht und wohl,
 Bis wir gelangen droben an,
 Wo scheiden nicht mehr g'schehen kann.
 Zuletzt, mein Gott, so bitt' ich noch,
 Hab acht auf sie und führ sie dort
 Nach aller überstand'ner Not
 Zu dir, mein lieber Herr und Gott.
 Nun sag' ich auch noch besten Dank
 Euch, meinen Paten, insgesamt.
 Für eure Müh' belohn euch Gott
 Und helfe euch aus aller Not.
 Euch aber, ihr Geschwister mein,
 Befehl' ich Gott, dem Herrn, allein.
 Er gebe euch viel Glück und Segen
 Auf allen euren Wegen.
 Ade, o liebes Vaterherz,
 Ade, o liebes Mutterherz,
 Ade, o ihr Geschwister mein,
 Ade, all' die im Hause sein.
 Hat Gott es so beschlossen,
 So will ich unverdrossen
 In meinen Eh'stand gehen.
 Kein Unfall unter allen
 Wird mir zu harte fallen,
 Gott hilft mir's männlich überstehen.
 Ade! Ade! Ade!

(Ein zweites Abschiedsgedicht enthält das Buch von Erbes und Sinner: Volkslieder und Kinderreime aus den Wolgakolonien.)

Nach diesen mit entsprechender Gemütsbewegung vorgetragenen Reden und Gedichten gibt es eine rührende, tränenreiche Abschiedsszene . . .

Allmählich beruhigt man sich und begibt sich zurück ins Hochzeitshaus in folgender Ordnung: voran gehen die beiden Hochzeitsbitter mit ihren bebänderten Stöcken, nach ihnen kommen die Musikanten, dann die Braut, ihr zu beiden Seiten die „Brautführer“, d. h. die Brautburschen, denen zur Seite die Brautmädchen. Hinter der Braut geht der Bräutigam, geführt von zweien seiner Petter, dann folgen die Gäste, hinter ihnen die Eltern und zuletzt die Schießer, die ab und zu einen Schuß abfeuern. Im Hochzeitshaus werden alle aufs freundlichste aufgenommen und wieder mit Schnaps und Kuchen bewirtet.

Ist die Braut aus einem anderen Dorf, dann wird sie mit den ihrigen dort auf Wagen oder Schlitten abgeholt. Da gilt es dann aber noch ein Hindernis zu überwinden, das „Hemmen“. Die Burschen wollen sich ein Mädchen nicht

entführen lassen, ziehen am Ausgang des Dorfes einen bebänderten Strick über die Straße und lassen den „Brautzug“ nicht durch, bevor sie nicht eine größere oder kleinere Geldbuße bekommen haben, die sie dann für eine Zeche verwenden, um ihren Kummer in Schnaps zu ersäufen. Wenn der Bräutigam befürchten muß, daß ihn die Burschen nicht unter annehmbaren Bedingungen durchlassen werden, stiehlt sich wohl ein ganzer Brautzug durch ein Hintergäßchen aus dem Dorf hinaus.

Wird die Hochzeit in einer Filialgemeinde gefeiert, so wird entweder der Pastor dorthin geholt, oder man fährt zur Trauung ins Pfarrdorf. In diesem Fall müssen die Brautburschen Wagen oder Schlitten mit Pferden besorgen. Die Zahl der Fuhrwerke beläuft sich bei reichen Hochzeiten auf 10 bis 20 und darüber. Ärmere Brautleute fahren nur mit zwei Zeugen zur Trauung. Die Hochzeitsgäste versammeln sich dann bis zu ihrer Rückkehr im Hochzeitshaus. Geht aber die ganze Hochzeit mit ins Pfarrdorf, dann gibt das einen gewaltigen Zug. Die Pferde sind alle mit Papierrosen und Bändern geschmückt, der Bogen und das Geschirr hängen voller Schellen und Rasseln. Die Menschen sind in der heitersten Stimmung, denn das Schnapsgläschen macht auf jedem Wagen oder Schlitten unaufhörlich die Runde. Dann und wann schreit einer: „Hauzich! Hochzeit!“ Die Schießer feuern einen Schuß nach dem anderen ab. Der ganze Brautzug (dieselbe Reihenfolge wie zu Fuß) fährt die Dorfstraßen, bald im Schritt, bald im Galopp, auf und ab, kreuz und quer, wobei das Brautpaar auf dem Schoße der Brautmädchen sitzt. Die Zuschauer, die die Straße füllen, mögen auf der Hut sein, denn Vorsicht von Seiten der Rosse lenker ist nicht zu erwarten; gar mancher „Hans-guck-in-die-Luft“ ist schon überfahren worden und konnte froh sein, wenn er mit heiler Haut und einem blauen Auge davonkam. Im Pfarrdorf wiederholt sich dieses Schauverfahren, denn bei dieser Gelegenheit zeigt der Kolonist gern seine Pferde. So mancher hat ein bis zwei Traber im Stall stehen. Die sind sein Stolz. Zur Hochzeit werden sie noch gut herausgefüttert, oft wird ihnen auch Schnaps eingegossen; kein Wunder, daß sie recht feurig sind.

Endlich kehrt die Gesellschaft bei einem Bekannten oder Verwandten ein und rüstet sich, zur Trauung in die Kirche zu gehen. Zur be-

stimmten Stunde setzt sich der Hochzeitszug unter dem Geläute der Kirchenglocken in Bewegung, und zwar in derselben Ordnung wie der Zug aus dem Hause der Braut ins Hochzeitshaus. Die Musikanten spielen einen Choral, etwa: „Jesu, geh voran“, oder „Gott ist gegenwärtig“ oder „So nimm denn meine Hände“. In der Nähe der Kirche bleiben die Musikanten zurück. Das religiöse Gefühl der Wolkolonisten verbietet das Spielen in der Kirche auf nicht dazu geweihten Instrumenten. Auch sind die Musikanten nicht immer Leute, die in der Kirche tätig auftreten dürften.

Während des Gesangs tritt das Brautpaar vor den Altar. Die übrigen Gäste nehmen die Sitzplätze ein. Im Verlauf der ganzen Trauhandlung steht das Brautpaar Arm in Arm, damit nicht „eine Hexe dazwischenfähre und die Liebe wegnehme“. Nach der Trauung wird hie und da eine von den Taufpaten oder Eltern gekaufte Bibel vom Pastor dem Brautpaar überreicht.

„Und ist die Kopulation dann aus, dann geht es stracks ins Hochzeitshaus.“ Aber auf dem Heimweg geht nun der junge Ehemann voraus, wohl um dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß er jetzt der Herr über die Frau sei. Es muß dies Gefühl bei ihm und vielleicht auch bei den anderen aber noch nicht so ganz sicher sein, denn das erste, was die Musikanten jetzt „blasen“ ist: „Gott sei des Herrschers Schutz“, dann erst folgen wieder Choräle wie: „Segne und behüte“ und ähnliche.

Je weiter man sich von der Kirche entfernt, desto lustiger werden die Weisen, bis man endlich am Hochzeitshaus oder am Absteigequartier mit einem Marsch oder Walzer ankommt. Mit Johlen, Schießen, Schreien und Jubeln wird von dort ab- und im Heimatdorf wieder durch die Straßen gefahren, diesmal aber nicht in langem, sondern in breitem Zuge, ein Wagen neben dem anderen. Schließlich gelangt man zum Hochzeitshaus. (Hie und da hat sich der Einfluß der Stadt schon stark bemerkbar gemacht und den Brautzug umgestaltet; hinter den Musikanten geht das Brautpaar, dann die Brautburschen mit je einem Brautmädchen und die übrigen Gäste nach Belieben.)

Auf dem Wege vom Filialdorf zum Pfarrdorf sind die jungen Leute im Winter stets warm gekleidet; im Pfarrdorf ist es dagegen unabänderliche Sitte, daß das junge Volk im Hoch-

zeitsstaat zur Trauung geht oder fährt und auch später beim Umherfahren im Dorf keine Überkleidung trägt. Nur das unaufhörliche Tanzen scheint sie vor Erkältungen zu schützen.

Im Hof stellt sich das Brautpaar an der Haustür auf und empfängt die Glückwünsche der Eltern und Gäste. Ist es zu kalt, werden diese im Hause entgegengenommen. Langatmige Reden werden dabei nicht gehalten. Ältere und ernstere Leute sagen: „Ich gratuliere euch zum heiligen Ehestand und wünsche euch Gottes Segen.“ Die Jungen erledigen diese Zeremonie mit:

Hausväter, seid begrüßt,
Bräutigam und Braut geküßt!
Gott möcht' euch den Segen geben,
Daß ihr möget einig leben!
Das wär' unser Herzenswunsch —
Schenket nur ein Gläschen Punsch!

Gute Bekannte, Kameraden und Kameradinnen küssen dabei wirklich das Brautpaar, auch den Eltern wird zum jungen Paar gratuliert. Die Musikanten spielen einige Choräle.

Daraufhin gehen die Gäste auseinander, um aber bald wieder zu erscheinen. Unterdessen wird im Hochzeitshause alles zur Mahlzeit vorbereitet. In der warmen Jahreszeit wird für die Jugend zum Essen und Tanzen ein großes Zelt im Hof errichtet, während die Alten in den Zimmern untergebracht werden. Sind besonders „hohe“ Gäste zur Hochzeit geladen, bekommen diese ein Zimmerchen für sich. Erst wenn alle Gäste beisammen sind, wird mit der Mahlzeit begonnen. Sollte ein gern gesehener Gast zu lange ausbleiben — mancher läßt sich gern zweimal bitten — so werden Pferde nach ihm geschickt, ja das junge Paar fährt selbst, um ihn zu holen. Wenn es bis zum Erscheinen aller Gäste etwas lange dauert, wird den Anwesenden durch junge Verwandte ein Gläschen Branntwein mit Brot und Wurst oder kaltem Fleisch als „Zubiß“ gereicht. Sie gehen von einem zum anderen und bieten ihre Gaben mit dem üblichen „Gesundheit“ an, worauf der Ausschenkende aufgefordert wird vorzutrinken mit den Worten: „Es steht in guter Hand.“ Natürlich läßt der sich auch nicht „den Arm ausreißen“ und trinkt jedem zu. Sind endlich alle Gäste da und haben ihre Plätze eingenommen, wird zuerst ein Lied gesungen, etwa: „Sprich den Segen zu den Gaben“ oder „So oft wir vor dir tischen“,

dann spricht der Schulmeister, in seiner Abwesenheit der Hausvater, der „Hochzeitsordner“ oder ein alter Mann das Tischgebet, etwa:

Komm, Herr Jesu, zu unserem Tische,
Wie du zu Kana gewesen bist,
Und nimm das Brot in deine Hand
Und segne unsre Speis' und Trank.

Alle setzen sich, die Braut mit ihren Brautburschen und -mädchen am Tisch der Jugend obenan. Der Bräutigam ist während der Mahlzeit nicht zu sehen, er drückt sich irgendwo herum. Die Speisen werden aufgetragen. Wenn nun jemand ein „Hochzeitsessen“ gemäß dem im Ladspruch versprochenen erwartet, so wird er enttäuscht. Es ist ja wohl reichlich und gut, besteht aber bei arm und reich aus Schnitz- (d. h. Obst-) suppe, Schafsbraten und Reisbrei, mit Zucker bestreut und mit Öl übergossen, oder Reissuppe, Butterklößen mit Rindfleisch, mit Honig geschmelzt. Zu allen Speisen stehen „merbe Kuchen“ (Streuselkuchen) bereit. Die Brautburschen bedienen die Braut, bieten ihr dies und jenes an, legen ihr vor, was aufgetragen wird, aber sie rührt nichts von alledem an. Alles Zureden hilft nichts, sie bleibt unerbittlich. Von Burschen nimmt sie nichts mehr an . . . (Deshalb darf der Bräutigam nicht anwesend sein. Freilich hat sich auch hier der Einfluß der Stadt schon zerstörend bemerkbar gemacht. In manchen Gemeinden sitzt der Bräutigam schon neben der Braut.)

Die Mahlzeit verläuft gewöhnlich in tiefstem Schweigen, nur zu ihrem Ende wird allerlei Kurzweil getrieben, so vor allem das „Brautschuhversteigern“. Während nämlich die Brautburschen aus der Haut fahren, um die Braut zum Essen zu bewegen, kriecht einer ihrer Petter unauffällig unter den Tisch und zieht ihr den rechten Schuh ab, wobei sie nach Kräften mithilft. Der Schuh wird zur allgemeinen Erheiterung versteigert und muß von den Brautführern eingelöst werden, die ihn dann mitsamt dem erlösten Gelde der Braut als Geschenk überreichen. Sie kann ja nicht mit nur einem Schuh die „Brautreihe“ tanzen! Wird ein Brautbursche überboten, so verliert er seine Würde, das Band um die Mütze und der Strauß an der Brust werden ihm abgenommen, den Sitz neben der Braut muß er verlassen und sich an die Türe (dem letzten Platz im Hause) setzen, von wo er ganz schnell verschwindet, für alle Zeiten mit Schmach bedeckt. Natürlich wird ein Brautbursche den

Schuh unter allen Umständen einlösen und seinen Namen nicht „mit Dreck bewerfen“ lassen. Es entsteht aber immer ein mit allerlei Witzen gewürztes Schachern um den Einlösespreis, wobei den Brautburschen oft der kalte Schweiß auf die Stirn tritt, denn der Schuh kann bis auf 25 Rubel und darüber kommen.

Kaum ist dieser Spaß vorüber, kommt ein lustiges Weib, die sogenannte „Hochzeitsmutter“ mit einem Jauchzer hereingehüpft: „Hochzeit! Hopsassa! Juchhei!“ In der Hand hält sie einen Teller, auf dem ein kleines Püppchen, das „Brautpüppchen“ liegt. Unter allgemeinem Hallo wird die Sache bewitzelt, doch jeder Gast muß ein Geldstück in den Teller legen „für die Braut“. Dann erscheinen die Musikanten an jeder Stubentür und spielen für die Insassen des betreffenden Zimmers, und ein lustiger Mann, der Hochzeitsordner, geht mit einem Teller umher, auf dem ein Zymbalschlüssel liegt. Jeder legt etwas für die Musikanten hinein. Diese zwei lustigen Personen haben die Aufgabe, die Hochzeitsstimmung auf der nötigen Höhe zu erhalten. Wo es nur ein wenig stiller zu werden droht, tauchen sie plötzlich auf mit ihrem: „Hochzeit! Hopsassa! Juchhei!“, erzählen einen Scherz, bringen alle zum Lachen und verschwinden. Sie erscheinen noch einmal am Hochzeitstisch mit verbundener Hand oder einem Teller, auf dem ein angebrannter Lappen liegt. Es gilt, die Köche oder Köchinnen für die angebrannte Schürze oder das angebrannte Hemd zu entschädigen. Schließlich kommt auch noch der Hausvater mit einem Teller und einem Gesangbuch darauf. Die Gaben werden jetzt für kirchliche und Wohltätigkeitszwecke gegeben.

So vergeht die Mahlzeit, bei der reichlich gegessen, getrunken und gewitzelt, aber auch reichlich gegeben wird. Mit einem von allen gesungenen: „Tausend-, tausendmal sei dir, liebster Jesu, Dank dafür“ und einem kurzen Gebet wird die Tafel aufgehoben.

Jetzt erst kommt der Bräutigam und entführt seine Braut den Brautführern. Er nimmt sie an der Hand und begibt sich mit ihr in ein kleineres Zimmer, wo für sie gedeckt ist. Dort nehmen sie ganz allein das erste gemeinsame Mahl ein.

Unterdessen räumen die Burschen Tische und Bänke weg und richten den Raum – entweder ein Zimmer oder das Zelt – zum Tanzen ein.

Rundherum an den Wänden werden Bänke aufgestellt, auf denen die Gäste Platz nehmen. In einer Ecke wird der Tisch für die Musikanten aufgestellt, darauf kommt das Zymbal (Hackbrett); die Musikanten setzen sich um den Tisch herum. Zwei davon haben je eine „Vigelin“ (Sopran und Alt), der dritte ein Blasinstrument, der vierte eine Baßgeige und der fünfte „hackt“ auf dem Zymbal. Wenn die Kapelle nur aus vier Musikanten besteht, dann fehlt das Blasinstrument. Oft wird auch die Baßgeige durch ein Baßhorn ersetzt. Auf dem Tisch befindet sich außer dem „Hackbrett“ noch eine Flasche mit Branntwein, ein Gläschen dazu und ein Teller mit Kuchen, dazu noch ein Becher, eine „Kruschka“ für den Kwas (Saures, durstlöschendes Getränk), wovon unter dem Tisch ein ganzer Eimer voll steht. Es ist alles bereit und wartet . . .

Da ertönt ein Marsch — das Brautpaar erscheint in Begleitung der Hochzeitsbitter mit ihren bebänderten Stöcken und begibt sich unter den Klängen des Marsches vor den Musikantentisch, wo auch die Hochzeitslader Aufstellung nehmen. Es beginnt der Brautreigen, „Brautreihe“ genannt, mit dem die Überreichung der Geschenke an die Braut, und hie und da auch an den Bräutigam, verbunden ist. Der Bräutigam läßt seiner Braut „drei Tusch blasen“, wobei gesungen wird:
Der Ehemann muß schaffen das Brot,
Daß Weib und Kind leiden kein' Not,
Muß sorgen für Weib und für Kind,
Sonst tut er eine grausame Sünd'.
Die Ehefrau gehorsam muß sein,
Muß halten die Zunge stets rein,
Spricht sie nur ein unnützes Wort
(gemeint ist: über den Mann),
So muß sie bereuen alldort.

Beim zweiten Tusch heftet er sein Geschenk an das Kleid der Braut oder gießt ein Gläschen Branntwein ein, legt ins Gläschen eine Silbermünze und leert das Gläschen so weit, daß das Geldstück nur noch ein wenig bedeckt ist. Die Braut muß dann den Rest austrinken und das Geldstück mit den Lippen herausfischen. Die Geschenke bestehen meist aus Piergeld, das mit einer Stecknadel am Kleide „angesteckt“ wird, aber auch aus Gebrauchsgegenständen, Stoffen, Schürzen, Scharfen und dergleichen. Die Braut ist schließlich ganz behangen und unbeholfen. Nun wird ein Teil abgenommen und einer zuverlässigen Person

zur Aufbewahrung übergeben. Nachdem der Bräutigam sein Geschenk gemacht hat, legt er ein Geldstück ins Zymbal (die Musikanten werden vom Hochzeitsgeber nicht bezahlt) und tanzt drei Reihen im Schleiferschritt (Walzer) mit der Braut. Währenddem darf ein anderer nicht tanzen. Die übrigen schauen zu, die Mütter der Tanzenden sind zu Tränen gerührt, die Weiber knacken Körner und erzählen sich Dorfneuigkeiten.

Dann treten die beiderseitigen Paten nacheinander auf. Paarweise nehmen sie das Brautpaar in ihre Mitte, stellen sich vor den Musikantentisch, und der Petter spricht, oder es wird auch gesungen:

Ihr Musikanten sollt mir blasen,
Spielt mir ein Liedlein laut,
Denn ihr sehet hier vor Augen
Eine tugendsame Braut.
Und der Bräut'gam steht daneben,
Rein und zierlich angekleid't.

Dabei wirft auch er ein Geldstück ins Zymbal und steckt der Braut sein Geschenk an. Die Musikanten blasen wieder drei Tusch, und jetzt tanzt der Petter mit der Braut und der Bräutigam mit der Göt, wieder drei Reihen im Schleiferschritt. So werden alle Taufpaten der Brautleute durchgetanzt. Darauf führt der Bräutigam den ältesten Brautführer vor. Der nimmt sein Brautmädchen, in der Mitte das Brautpaar, steckt der Braut was an, zahlt den Musikanten, die wieder drei Tusch spielen, und tanzt mit der Braut, während der Bräutigam mit dem Brautmädchen dasselbe tut. Dann kommt der zweite Brautbursch dran usw. Jeder Brautbursch muß mit der Braut, und der Bräutigam mit jedem Brautmädchen drei Reihen tanzen.

Nun treten fünf bis sechs Burschen auf einmal in den Ring. Einer tanzt mit der Braut, die anderen mit den Braut- und anderen Mädchen; der mit der Braut tanzt, bezahlt die Musikanten und beschenkt die Braut. Nach drei Reihen wechselt die Braut den Tänzer, bis die Burschen alle mit ihr getanzt haben. Dann tritt eine neue Gruppe auf den Plan. So geht es fort, bis alle ledigen Burschen einmal mit der Braut drei Reihen getanzt haben. Das ist die „Brautreihe“.

War die Besenkung der Braut nicht mit dem Tanzen verbunden, was auch vorkommt, so stellt sich das Brautpaar an den Musikantentisch, zu beiden Seiten die Hochzeitsordner mit

ihren Stöcken. Die Gäste kommen dann einer nach dem anderen heran und bringen ihre Geschenke dar, worauf der Brautreigen beginnt.

Das geschenkte Geld wird dem Schwiegervater „geliehen“, und wenn es gut geht, bekommt die „Schnerch“ (Schwiegertochter) es brockenweise zurück. Es soll aber auch vorkommen, daß sie es am Hochzeitstag zum ersten und letzten Mal gesehen hat, denn der „schlitzöhrige“ Schwiegervater sieht die Sache von der wirtschaftlichen Seite an und denkt: „Hätt' ich meinem Sohn keine Hochzeit gemacht, so hätt' auch meine Schnersch keine Geschenke gekriegt“, und behält das Geld zur Verwendung im Haushalt.

Nach dem Brautreigen tanzt die Jugend nach Belieben, wobei man immer wieder schreien hört: Hochzeit! Hopsassa! Heisassa! Juchhei! Juh! Jeder wirft den Musikanten eine Münze hin, bestellt sich drei Reihen:

Drei Schleifer will ich haben,
Drei Schleifer spielet mir.
Ich hab' ein schönes Schätzl,
Und das gefällt mir . . .
und ähnliche.

So geht es fort bis zum Abendbrot. Während die Jugend tanzt und die Frauen zusehen, Körner knacken oder sich allerlei zu erzählen wissen, sitzen die älteren Mütter natürlich nicht „auf dem Trocken“, in einem Nebenzimmer, erzählen sich Anekdoten, politisieren, erinnern sich der „guten alten Zeit“ oder singen Volkslieder, die die Väter noch aus Deutschland mitgebracht hatten. (Eine Sammlung dieser Lieder ist von J. Erbes und P. Sinner als „Volkslieder und Kinderreime“ herausgegeben worden.)

Vor dem Abendessen macht die jüngere Hochzeitsgesellschaft eine Spazierfahrt durch das Dorf, um sich etwas an der Luft zu erfrischen und abzukühlen, in einzelnen Fällen vielleicht auch, um sich zu ernüchtern. Die Älteren gehen wohl mal nach Hause, um nach dem Rechten zu sehen, ihre Anordnungen zu treffen und Geschäfte zu erledigen oder auch nur um Kleider zu wechseln und dergleichen. Unterdessen wird im Hochzeitshaus gelüftet, gereinigt und die Abendmahlzeit gerichtet. Die Speisen sind am Abend anders als am Mittag. Wenn es mittags einen Braten gegeben hat, so wird am Abend Kaffee oder Tee mit Kuchen und Schinken gereicht.

Nach dem Essen geht das Tanzen wieder los, etwa bis Mitternacht. Es werden fast nur Schleifer und Hopser (Polka) getanzt. Aus Grimm ist mir ein Tanz zu zweien, genannt Schapatti, vom Hörensagen bekannt.

Zuweilen wird auch ein russischer „Kasatschok“ getanzt, namentlich wenn zufällig Russen auf der Hochzeit sind. Hin und wieder hört man noch, daß ein Tänzer den „Siwweetersprung“ ausgeführt hat. (Scheffel nimmt an, er stamme aus der Hunnenzeit, Böhme sieht in ihm den Überrest eines Opfertanzes aus der Heidenzeit. Beides könnte zu vereinigen sein.) Es ist ein eigenartiger und kein leichter Tanz; der ihn kann, prahlt gern damit:

Könn't'r aach die Siwwe Sprüng?
Könn't'r Se aach tanze?
Do ist mancher Eddelmann,
Der die Siwwe Sprüng net kann.
Ich kann se! Ich kann se!

In der letzten Zeit haben auch neuere Tänze Eingang in die Dörfer gefunden.

Kurz vor Mitternacht fahren die Braut, die Hauptgöt der Braut und die Brautmädchen nach dem Hause der Göt, um das „Brautgöt-kissen“ zu holen. Es steckt in einem weißen Überzug, mit roten Schleifen geschmückt. Es wird allen Gästen gezeigt und dann ins Himmelbett gebracht, damit das Brautpaar darauf schlafe.

Das ist das Zeichen zum Aufbruch. Vorher wird aber noch der Brautkranz „abgetanzt“, und zwar in der Weise, daß junge Männer und Frauen, Burschen und Mädchen sich an den Händen fassen und einen Kranz oder Ring bilden. Dieser Ring bewegt sich tanzend und johlend bald nach rechts, bald nach links im Kreise herum. Mittendrin tanzt die Braut, zuerst mit ihren Schwestern je drei Reihen, dann mit ihren Jugendfreundinnen, mit nahen Verwandten und auch anderen Mädchen — immer drei Reihen. Jede Tänzerin im Kranz gibt ihren Tanz an. Er wird gespielt und zugleich von allen gesungen. Die Melodie ist entweder eine Schleifer- oder Hopsermelodie. Es gibt eine reiche Auswahl dieser Tanzlieder, darunter auch sehr zensurwidrige. Einige seien aufgeführt:

Der Hans und die Gret
Sind zwa lustige Leut.
Der Hans is'n Narr,
Und die Gret ist net g'scheit.
Die Wies' is unser,
Die Wies' is unser!

Soll die Wies' net unser sei,
 Treiwa mer Kih un Kälwer nei.
 Du spannst mer den Michel doch net ab,
 Der is mir viel zu gut.
 Bald gras' ich am Neckar,
 Bald gras' ich am Rhein,
 Bald hab' ich a Schätzel,
 Bald bin ich allein.
 Branntwein! Branntwein!
 Stärkst mir all' mei' Glieder.
 Und wo der Dreck am tiefsten ist,
 Da reißest du mich nieder.
 Da soll es dir zur Strafe sein:
 Ich schütte dich zur Gurgel 'nein.
 Mir ist's alles eins,
 Hab ich Geld oder keins.
 Wenn ich Geld hab, kann ich Weibsleut küssen,
 Wenn ich keins hab, muß ich's Maul abwischen.
 Aus, aus ist's mit mir,
 Mein Haus hat keine Tür;
 Meine Türe hat kein Schloß,
 Mein Schätzel bin ich los.
 Meinst du denn, ich tät mich kränken
 Über deinen falschen Sinn?
 Lieber will ich dir was schenken
 Und dabei recht lustig sin.

Nachdem nun alle im Ring mit der Braut getanzt haben, wird ein Stuhl hineingestellt, auf dem die Braut Platz nimmt. Ein Mädchen nimmt ihr den Brautkranz ab, worauf die Braut aufsteht und alle im Chor singen:
 Wir winden dir den Jungfernkranz

oder:
 Jungfer Lieschen

oder aber ein Mädchen singt solo:
 Ei Kamerad, was wirst du denken?
 Du wirst dich jetzo von uns wenden.
 Du hast dir einen Mann genommen
 Und bist in den Eh'stand kommen,
 In den Eh'stand, in das Leid,
 Da man weiß von keiner Freud.

oder:
 Ach Braut, zieh du den Brautkranz aus,
 Morgen wirst du Frau im Haus.
 Grüner Klee, weißer Schnee
 Blüht der Jungfrau nimmermehr'!

oder:
 Braut, tue du dein Kränzlein ab,
 Häng's an die Wand an'n Nagel,
 Traur' nicht mehr so sehr,
 Es hilft alles nichts mehr:
 Ein Weiblein mußt du werden.

oder:
 So nimm denn hin von meinem Munde
 Den Abschiedskuß, der leise spricht:
 Gedenke hier der Trennungsstunde,
 Leb wohl, leb wohl, vergiß mein' nicht.

Weibchen, leb glücklich,
 Wir sehen uns wieder,
 Stille die Tränen
 Und weine nicht mehr.

Nun entführt der Bräutigam seine Braut auch ihren Kameradinnen, von denen sie sich unter Tränen verabschiedet. Die jungen Weiber rufen ihr noch manches nach, worüber sie erröten müßte, wenn sich nicht die Tür schon hinter ihr geschlossen hätte.

Die Mädchen verziehen sich allmählich, aber die Burschen pflanzen sich an der Tür auf, hinter der das Brautpaar verschwunden ist, und lauschen. Denn wenn es irgend angeht, wird denen da drinnen noch ein Schabernack gespielt. Man kann sich z. B. doch denken, wie müde die Braut nach all dem Tanzen sein muß und wie sehr sie sich nach Ruhe sehnt. Kaum aber besteigt sie das Himmelbett, so schnell sie auch schon mit einem Ach! wieder zurück. Der Strohsack ist anstatt mit Stroh mit allerlei harten, kantigen Gegenständen gefüllt, oder es kommt ihr ein lebendiger, stacheliger Igel aus dem Bett entgegen. Kaum merken die Burschen den Tumult und die Aufregung drinnen, brechen sie in ein fürchterliches Geheul aus und ziehen schreiend, polternd, lachend von dannen. Diese Schelme!

Wenn der zweite Hochzeitstag auch noch gefeiert wird — das hängt teils von der Stimmung, teils von den Vorräten an Essen und Trinken ab —, dann locken die Musikanten, vor dem Tore sitzend, mit einigen Märschen und Polkas die Gäste herbei. Dieser zweite Tag gehört den Alten. Zwar erscheint die Jugend auch, aber sie bleibt mehr im Hintergrund, ist Zuschauerin. Solange die Alten noch nicht auf dem Tanzboden erschienen sind, tummelt sie sich darauf herum. Später aber verschwindet sie. Die Alten, besonders die Eltern der jungen Frau, die übrigens auch an diesem Tage noch als Braut angeredet wird, und diejenigen, von denen die Musikanten sich ein Trinkgeld versprechen, werden von diesen abgeholt.

Dieser Tag trägt einen karnevalartigen Charakter. Die ankommenden Hochzeitsgäste werden von den Köchinnen an der Haustür empfangen. Sie sind mit großen Schüsseln voll Wasser, mit Seife und Handtuch ausgerüstet und stehen bereit, jeden neuankommenden Gast zu waschen, welche Mühe ihnen mit ein paar Kopeken belohnt wird. Man kann sich

denken, daß dabei sehr viel Scherz und Nekererei getrieben wird. Der eine verzichtet auf das Anerbieten mit allerlei humoristischen Ausreden, der andere kommt schwarz wie der Leibhaftige an, um den Köchinnen auch Arbeit für sein Trinkgeld zu geben, dem dritten wird ein Spiegel in Gestalt einer mit Ruß geschwärzten Ofentür vorgehalten. Da er vorgibt, nichts zu sehen, muß er immer näher heran, bis er schließlich gehörig eingeschwärzt werden kann.

Die Hausfrauen bringen gewöhnlich Entschuldigungen vor, wenn sie nicht rechtzeitig erscheinen: Sie hätten im Haus und in der Familie noch dies oder das zu besorgen. Wenn nun eine gar zu lange ausbleibt, nehmen ein paar starke Frauen Aschkörbe, begeben sich damit ins Haus der Säumigen, setzen sie ohne viel Federlesens in den Korb und bringen sie so ins Hochzeitshaus. Dort stellen sie den Korb mit samt der Frau auf den Musikantentisch, es wird ihr ein Tusch geblasen, und unter allgemeinem Gelächter springt sie dann aus dem Korb heraus.

So geht es bis zur Mahlzeit. Nach ihr wird ein großer Leiterwagen, im Bedarfsfalle auch mehrere, oder ein großer Schlitten mit einem Gerüst, auf dem Heu und Stroh eingefahren wird, mit Ochsen bespannt. Diese sind wie am Tage vorher die Traber mit künstlichen Rosen und bunten Bändern geschmückt. Der Schlitten oder Wagen wird mit einer Filzdecke (Pantschuk) ausgelegt, vorne auf das Gerüst ein Brett für den Fuhrmann gelegt, die Musikanten mit den Hochzeitsgästen steigen ein, mit einem Marsch setzt sich der Zug in Bewegung, und unter seinen Klängen fährt die Gesellschaft durchs Dorf, Straße auf, Straße ab, zur Belustigung der zahlreichen Zuschauer und der Hochzeitsgesellschaft.

Ob nun gutes oder schlechtes, kaltes oder warmes Wetter war, es war unter allen Umständen ein Hundewetter. Denn kaum ist die Gesellschaft ins Hochzeitshaus zurückgekehrt, stürzt sie auch schon im Kaftan oder Pelz, den Kartus oder die Mütze, die Frauen das Tuch auf dem Kopf, durch verschiedene Türen in die Tanzstube und stöhnt und jammert zum Erbarmen. Der eine hält sich den Leib, der andere lahmt, der dritte ist angeschwollen, der vierte hat Zahnweh usw. Sie haben sich alle erkältet und schreien nach dem Doktor. Der steht auch hilfsbereit am Musikantentisch mit

seiner Arznei, dem Branntwein, und verabfolgt gern einem jeden sein Allheilmittel. Hat der Kranke das Gläschen geleert, so muß er mit ihm noch die kranke Stelle einreiben und ist sofort gesund. Damit die Arznei noch mehr zur Wirkung kommt, wird mit dem Tanz begonnen. Dazu wird die Braut herbeigeholt; sie ist aber nicht mehr im Brautschmuck, sondern trägt, wie die anderen Frauen auch, ein Kopftüchlein auf dem Kopf. Es wird ein Tusch geblasen, ihr ein Geschenk angeheftet, den Musikanten ein Geldstück zugeworfen und — im Pelz oder Kaftan, mit der Kappe auf dem Haupt die Männer, in der Koft' und dem Kopftuch die Weiber, wird der erste Schleifer getanzt und dabei gesungen:

Rundigrum, rundigrum
Tanze die Baure,
Han se kan süße Wei',
Trinke se saure.
Han se kan saure Wei',
Trinke se Branntwei'.
Han se kan Branntwei',
Lasse se 's Trinke sei'!

Hat man sich warm getanzt, so wirft man die Oberkleider ab und tanzt „hemdsärmlich“ oder auch ganz ohne „Brustlappen“ (Weste), immer abwechselnd Schleifer und Hopser, wobei die Hochzeitsgesellschaft die Tanzlieder fleißig mitsingt. Inhaltlich sind sie zum Teil denen gleich, die die Jugend singt, wie etwa:

So lieb wie mir mein Leben ist,
So lieb ist mir mein Schatz.
Und wer mir das nicht glauben will,
Der hat noch keinen g'habt.

Es herrscht darin aber auch ein etwas anderer Ton vor, z. B.:

Stramm, Esel, stramm,
Du bischt 'n Esel.
Und bleibst 'n Esel.
Stramm, Esel, stramm!
Seht amol die Säu im Garde,
Seht mal, wie se wühla!
Seht amol die Löcher an,
Wo die Säu gewühlet han!
Die Salomons Kritt, die Salomons Kritt,
Die hat die Milch in Stall geschütt't
Und hat sie wieder aufgerapft
Und hat so gute Käs' gemacht.
Ich und mei' junges Weib
Könne schö' tanze:
Sie mit dem Bettelsack,
Ich mit dem Ranze.

Kalte Nudla eß' ich gern,
Brauch ich net zu blasa;
Wenn die Fra im Kindbett leiht,
Schlappern dem Mann die Hosa.

Kreuzüwele isch mer's gange,
Kreuzüwele geht mer's noch. —
Wär ich bei meim Vadder bliewe,
Leddig wär ich noch!

„Ich lieg' im Bett und schwitze ..“ „Oh, du lieber Augustin ..“ u. a. werden gesungen. Je nach der Melodie und dem Alter der Tanzenden ist der Tanz ein steifes, würdevolles Hin- und Herschreiten oder ein tolles, ausgelassenes Rasen.

Nach dem Abendessen geht es an das „Frakken“, ein Punschwettrinken, wobei viel Scherz und Ulk getrieben wird; auch werden die guten Alten dabei warm und singen mit Begeisterung die „Schelmlieder“, wie die Volkslieder an der Wolga genannt werden. Die Jugend reckt dabei die Hälse und spitzt die Ohren, denn es ist oft die einzige Gelegenheit, die Volkslieder zu erlernen, da sie in der Schule nicht eingeübt werden, und die Alten sonst recht zugeknöpft und zurückhaltend sind. Es wird als ein Verstoß gegen die Würde des Alters angesehen, Schelmenlieder zu singen. Aber beim Schnaps- oder Punschwettrinken . . .

Hat man sich satt getrunken und gesungen, so wird der „Hanjakobstanz“ aufgeführt. Es tritt ein Mann mit seiner Frau in den Ring, beide recht „schlaprig“ (nachlässig) gekleidet. Sie stellen sich recht dumm an. Wird ein Schleifer gespielt, tanzen sie einen Hopser und umgekehrt. Da tritt ein zweites Weib in den Ring. Hanjakob verläßt seine Frau und küßt die zweite als seine Geliebte. Die Hanjakobsfrau wird das endlich inne, fängt an zu weinen und stellt sich noch dümmmer an. Da kommt Hanjakob wieder zu ihr und küßt sie. Nun lacht sie wieder. Aber es dauert nicht lange, da wiederholt sich der Auftritt mit der Geliebten, und schließlich verschwindet Hanjakob mit ihr. Da tritt ein anderer Mann in den Ring, küßt Hanjakobs Frau und verschwindet ebenfalls mit ihr . . .

Dann wird weiter getanzt. Plötzlich ertönt der Ruf: „A Hochzig un koa Fressa!“ Man weiß, wieviel die Uhr geschlagen hat, tanzt aber ruhig weiter. Nach einer Weile hört man:

„Kehr aus, kehr aus, kehr aus allen Ecken raus!“ Nun beeilen sich die Gäste, sich zu verabschieden und sich anzukleiden. Die Musikanten spielen, und die ganze Gesellschaft singt und tanzt dabei:

Kommt a Vogerl gefloga,
Setzt sich nieder auf mei' Fuß,
Hat a Zettel im Goscherl
Und vom Diarndel a Gruß.
Lieb Vogerl flieg weiter,
Nimm den Gruß mit und Kuß,
Ich kann hier nicht mehr bleiben,
Weil ich von hier scheiden muß.

Während des Gesangs kommt ein Weib mit einem Besen in die Tanzstube und kehrt die Gäste hinaus: aus der Stube in die Küche, aus der Küche auf den Flur, aus dem Flur in den Hof, aus dem Hof auf die Straße . . . Die Hochzeit ist aus.

Wird mit der Hochzeit die Überführung der Aussteuer der Braut verbunden — meist geschieht das später —, so begibt sich die Hochzeitsgesellschaft in das Elternhaus der Braut, wo jedes einzelne Stück ihrer Aussteuer gesehen und von den Paten aufgeschrieben wird, damit im Todesfall der Frau alle ihre Sachen zum besten der hinterbliebenen Waisenkinder durch Meistbot verkauft und das Geld in der Waisenkasse bis zu ihrer Volljährigkeit hinterlegt werden kann. Die Aussteuer ist bei arm und reich fast gleich und besteht aus Kleidern, Wäsche, Kissen, einer Truhe, vielleicht auch einer Kommode oder einem Schrank. Ist der Brautvater sehr freigiebig, bekommt die Töchter noch eine Kuh. Ist alles aufgeschrieben, so wird es hübsch in die Truhe verpackt, auf einen Wagen oder Schlitten gestellt und in feierlichem Zug ins neue Heim der Braut gebracht. Voran gehen oder fahren die Musikanten, Märsche blasend, nach ihnen die Brautburschen und -mädchen, von denen jedes ein Kissen auf dem Kopfe trägt, nach ihnen kommt der Wagen oder Schlitten mit der Truhe, auf der das Brautpaar sitzt, den Zug beschließen die übrigen. So geht es durch die Straßen bis zum Bestimmungsort. Am nächsten Tage kommen die Brautburschen und -mädchen, um die geliehenen Tische, Bänke und das Geschirr ihren Eigentümern zurückzubringen. Oft holen diese die Sachen auch selber. Die Bänder, die die Hochzeitsbitter an ihre Stöcke bekommen haben, werden zurückerstattet.

Anders wird die Hochzeit in Gemeinschaftskreisen, bei den „kirchlichen Brüdern“ gefeiert. Dort ist jegliche weltliche Lustbarkeit verpönt, deshalb fällt das Tanzen, Trinken, Spielen und Scherzen weg. Wenn Musikanten zur Hochzeit bestellt sind, dürfen sie nur „Gotteslieder“ blasen. Alles ist bei ihnen von dem einen Gedanken durchdrungen: Arbeit im Weinberge des Herrn. Darum ist die Hochzeit nichts anderes als Reden, Singen und Beten, als „Versammlunghalten“, angewandt auf den speziellen Fall der Eheschließung. Schon beim Abholen der Braut beschränken sie sich auf das „Aussegnen“. Die Mahlzeiten werden schweigend wie eine heilige Handlung eingenommen. Nach dem Essen wird das Zimmer zum Versammlunghalten hergerichtet. Ein Tisch wird aufgestellt, hinter ihm die Stühle oder die Bank für die Redner, vor ihm zwei mit Grünwerk geschmückte Stühle für das Brautpaar, hinter diesen und längs der Zimmerwände Bänke für die Gäste. Alle nehmen Platz. Es beginnt das Beschenken des Brautpaares, die Anwesenden singen dabei nach der Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten“:

Weil es bei Christen ist verfügt,
 Daß an dem schönen Hochzeitstag
 Das Brautpaar noch Geschenke krieget,
 Nach dem ein Pate es vermag,
 So soll es hier denn auch so sein,
 Das Brautpaar damit zu erfreun.
 So kommt denn langsam hergegangen,
 Ihr Paten dieser jungen Leut’;
 Laßt sie die Gaben jetzt empfangen,
 Die mitgehör’n zur Hochzeitsfreud’,
 Obwohl sie gehören nur zur Zeit
 Und nicht auch für die Ewigkeit.
 So haben wir es Gott zu danken,
 Daß wir als Christen sind geboren
 Und nicht so wie die Heiden schwanken,
 Die keine Ordnung sich erkoren;
 Daß alles so geregelt ist,
 Wie es gebührt für einen Christ.
 Wie ist es doch so schön zu sehen,
 Daß an dem schönen Hochzeitsfest
 Die Paten zu den Brautleut’ gehen
 Vor allen eingelad’nen Gäst’,
 Sich mit Geschenken finden ein,
 Das Brautpaar damit zu erfreun.
 So sei denn auch von uns gepriesen,
 Du Vater der Barmherzigkeit,
 Daß du uns hast die Gnad’ erwiesen
 Und uns zu deinem Volk geweiht.
 So laß uns hier schon dir nachgehn,
 Daß wir auch einst dort bei dir stehn.

Die Geschenke werden auf den Tisch gelegt, vor dem das Brautpaar sitzt. Nun beginnt man „das Wort Gottes zu verhandeln“. Die Reden werden der Reihe nach von jedem anwesenden Bruder gehalten. Zwischendurch wird gesungen und gebetet. Das Brautpaar darf sich auch einmal entfernen, kehrt aber immer wieder zurück. So „treibt man das Werk“ bis zum Abendessen, das wieder stillschweigend genossen wird. Hernach wird der Brautkranz „abgebetet“, wobei folgendes Lied (dieses wie auch das Geschenkelied stammen von dem nach Amerika ausgewanderten, am Tarlyk als „Doktor Hartwig“ bekannten Feldscher desselben Namens aus Warenburg) nach der Melodie „Nun ruhen alle Wälder“ gesungen wird:

Der Kranz, das Ehrenzeichen,
 Der soll dich herzlich beugen
 Zu innerlichem Dank,
 Daß Gott dich so geführt,
 Daß dieser Kranz dich zieret.
 Dran sollst du denken lebenslang.
 Nun, dieses Ehrenzeichen
 Muß nun vom Haupte weichen
 Und darf nicht länger sein,
 Weil du dein ledig Leben
 Hast jetzo aufgegeben
 Und willst dich eines Mannes freun.
 Der Bräuterkranz der Ehren
 Tut uns auch dieses lehren,
 Daß einst der Hochzeitstag
 Des Himmels dich will krönen.
 Die Treu’n nach ihm sich sehnen,
 Von ihm sie trennet keine Plag.
 Nun tut den Kranz abschneiden
 Und lebt in Ehstandsfreuden
 Die ganze Lebenszeit.
 Laßt euch von Jesu führen,
 So werdet ihr verspüren,
 Daß bei ihm ist viel Seligkeit.

Man verabschiedet sich und geht auseinander.

VI. Haus, Hof und Feld

Am Sonntag nach der nicht gerade leise gefeierten Hochzeit empfängt die junge Frau den Besuch ihrer Paten im neuen Heim. Diese möchten sich zuletzt noch von ihrer Tüchtigkeit als Wirtin und Hausfrau überzeugen, um sich dann ihrer Patenpflichten enthoben fühlen zu dürfen. Diesem Zweck dient die Sitte des „Tischrücks“. Es wird zuerst Unordnung in der Stube gemacht, die sich wehrende junge Frau auf den Tisch gesetzt, der unter Scherz

und Neck an die Ausgangstür geschoben wird. Dort springt sie ab und rückt den Tisch ganz allein wieder auf seinen Platz. Dann deckt sie ihn, trägt das selbstgekochte Essen auf und bewirtet ihre Gäste.

Das ist freilich nur eine sinnbildliche Handlung für die Aufgabe der jungen Frau in den nächsten Monaten nach der Hochzeit: sie muß sich im neuen Heim einleben, d. h. sich in die Art und Weise der Hausleute fügen und alle Arbeiten nach den Gewohnheiten dieser ausführen lernen. Wir wollen sie auf diesem Weg begleiten, uns zuerst aber einen wolgadeutschen Bauernhof und überhaupt eine Wolgakolonie ansehen.

Neben dem Haus ist ein großes Einfahrtstor, durch das ein beladener Erntewagen gut durchkommen kann. Neben diesem befindet sich das sogenannte „Backhaus“, in dem sich die Familie im Sommer aufhält, während das große Haus in dieser Zeit durch Fensterläden dunkel und kühl gehalten und nur zum Schlafen benutzt wird. Im Winter dagegen wird das Backhaus geschlossen. Auf der Wieseite, wo sich keine Steinbrüche befinden, sind die Häuser meist aus Holz gebaut.

Die fortschrittlicheren Wirte bemühen sich, vor dem Haus ein Gärtchen mit Bäumen und Sträuchern anzupflanzen. Im allgemeinen hat der Wolgakolonist keinen Sinn dafür, ebenso wenig für Verzierungen am Hause. Manchem wird das Pflanzen auch dadurch verleidet, daß neidische Nachbarn oder die ledigen Burschen seine Arbeit vernichten, oder dadurch, daß am Haus ein Bäumchen schwer Wurzel faßt und fortkommt. Im Frühjahr und Herbst, wenn der Boden aufgeweicht ist, oder nach einem langen Regen wird durch Streuen von Asche längs der Häuser ein begehbarer Weg hergestellt. Natürlich wächst in dieser Asche nichts. Darum machen die Kolonien im allgemeinen einen ziemlich kahlen und unfreundlichen Eindruck.

Bedeutend mehr Verständnis hat der Wolgadeutsche für den Obstbau. Die Obstgärten befinden sich alle außerhalb des Dorfes, längs des Flusses oder Baches, an denen die Kolonien liegen.

Tritt man durch das Einfahrtstor oder eine daneben befindliche Pforte in den Hof, so fällt einem sofort die oberdeutsche Bauweise auf: die Räumlichkeiten liegen getrennt voneinander. Dem Tor gegenüber ist der Viehstall.

An den Hofseiten stehen die Scheune, der Ambar (Getreidespeicher) und noch einige kleinere Ställe für Schweine und Geflügel. An den unbebauten Stellen sind hohe Bretterzäune oder hohe Steinmauern aufgeführt, so daß man von der Straße her nicht in den Hof hineinsehen kann. Vor dem Viehstall steht oft ein Brunnen, besonders in Dörfern ohne fließendes Wasser, mit einem Trog zum Viehtränken. Hinter dem Viehstall befindet sich der „Hinterhof“. Dorthin wird der Mist aus dem Stall durch eine im Winter zu schließende Öffnung hinausgeworfen und aufgeschichtet. Nach der Aussaat, wenn er gehörig durchgebrannt ist, wird er auseinandergeworfen, geknetet, indem man Pferde darin im Kreis herumlaufen läßt, dann „festgetrappelt“ und sofort in quadratischer oder Würfelform gestochen, abgehoben und gestellt, um nach einiger Zeit in längliche oder kegelförmige Haufen aufgesetzt zu werden. Ist der Hinterhof dazu zu klein, wird auch ein Teil des Vorderhofes benutzt, oder man bringt den ganzen Mist vors Dorf hinaus und bereitet dort das „Mistholz“. Seine Zubereitung ist die Erfindung eines Kolonisten aus Messer namens Risch, der dafür eine bronzene Medaille bekommen hat. Im Herbst wird dieses Mistholz in die Scheune gebracht und im Winter als „Brenzel“ verwendet. Der vorhandene Waldbestand liefert nicht genügend Heizmaterial, deshalb muß der Viehdünger als solches verbraucht werden.

Im Hinterhof wird im Winter auch immer ein Vorrat an Viehfutter gehalten, der wöchentlich aus den außerhalb des Dorfes gelegenen „Heugärten“ (Tennen) geholt wird. Im Hinterhof wird auch gepflanzt und gesät: ein paar Kirsch- und Pflaumenbäumchen, etwas Gemüse und Salat, Radieschen, Zwiebeln, wohl auch Kartoffeln und dergleichen, allenfalls noch Blumen wie „Nachtschatten“, „Mäusknüttel“ genannt, „Plüschblumen“ (Studenten), „Portulak“, Kornblumen, Stangenrosen, Reseda, Pfefferminz u. a. An diesen Hinterhof stößt der Hinterhof des nachbarlichen Anwesens.

Doch kehren wir in den Vorderhof zurück und gehen ins Haus hinein. Dieses hat nur einen Eingang vom Hof aus, mitten in der Längsseite. Vor der Eingangstür ist ein kleines Vorhaus, „Kryletz“ (vom russischen „Krylzo“) genannt. In dieses Vorhaus führen zwei bis drei

Stufen. Innen steht die Stiege, die auf den Hausboden führt, der zur Aufbewahrung von Fleisch, Wurst und dergleichen, bei Ärmeren auch von Getreide, dient.

Vom Vorhaus führt die Tür auf den Flur. Geradeaus befindet sich die Küche, oft in einer Vertiefung mit steinernem Fußboden. In der Küche steht der Herd mit der Öffnung für einen Kessel oder eine Pfanne zum Kochen oder Braten. Neben dieser Öffnung ist noch ein eingemauerter Kessel für ständig kochendes Wasser. Rechts und links sieht man zwei Ofenlöcher zur Feuerung der in den Zimmern stehenden Kesselöfen. In diese Zimmer gelangt man durch zwei Türen vom Flur aus. Gleich beim Eingang fällt einem der Kesselofen auf. In einer Arschin hohen, zwei Arschin langen und etwa anderthalb Arschin breiten Erhöhung sind zwei große Kessel dicht nebeneinander eingemauert. An der Ofenwand über dem Kesselofen oder auch anderswo an passender Stelle ist ein Regal, das „Schüsselbrett“, angebracht, auf dem das Geschirr steht: an der Wand lehnen die Schüsseln und Teller, vor ihnen stehen Tassen und Gläser. Ein vorgegelltes Leistchen schützt das Geschirr vor dem Herausfallen. In dieses Leistchen sind Einschnitte für Löffel, Messer, und Gabeln gemacht. Über dem Ofen befinden sich die „Ofenstangen“, auf denen Wäsche, Pelze und Mützen zum Trocknen aufgehängt werden. Diese Kesselöfen scheinen eine Erfindung der Wolgadeutschen zu sein, veranlaßt durch die Notwendigkeit, zu gleicher Zeit recht viel zu kochen, da die Familie eines deutschen Wolgabauern sehr zahlreich ist, manchmal gehören ihr 20 bis 30, ja sogar 40 und mehr Personen an. Über den Fenstern sind Brettchen angebracht, darauf liegen die Bücher — Gesangbücher, Bibel und Katechismus —, auch stehen Fläschchen mit Arzneien und anderen Dingen darauf, die für Kinder nicht erreichbar sein sollen.

An den Wänden hängen eine einfache Uhr und ein Spiegel, beide mit Handtüchern geschmückt, verschiedene Wandsprüche und eingerahmte Konfirmationsgedenkbücher, Belobigungs-Urkunden aus der Schule oder einer landwirtschaftlichen Ausstellung, endlich Photographien von Angehörigen, besonders von Soldaten; auch Leichenphotographien sind sehr beliebt, die gewöhnlich die Leiche im Sarge zeigen, umringt von trauernden Hinter-

bliebenen. Längs der Wände sieht man Kanapees und Bänke, vor denen ein einfacher, gelb oder braun gestrichener Tisch steht. In einer der Ecken befindet sich die Truhe (Kiste) mit den Kleidern, hie und da trifft man auch schon Kommoden und Schränke an. In einer anderen Ecke steht das „Himmelbett“, ein Bett für zwei Personen mit einem auf Holzsäulen liegenden Holzkranz, von dem lange, bis zur Diele reichende Vorhänge herabhängen und auf dem Zierkissen ausgestellt werden. Dieses Himmelbett ist insofern ein recht praktisches Möbelstück, als unter ihm alle übrigen Bettstellen, ineinandergeschachtelt, Platz haben und auch alle Pfühle, Strohsäcke, Matratzen, Decken und Schlafkissen untergebracht werden können, was denn auch geschieht. Im Bedarfsfalle dienen auch die Kanapees und Bänke als Schlafstellen. Für Säuglinge gibt es Wiegen. Wo die Sarpinkaweberei als Hausindustrie eingeführt ist, steht noch an jeder verfügbaren freien Wandstelle ein Webstuhl mit Spinnrädern.

Hin und wieder ist eine von diesen beiden großen Stuben oder auch beide durch eine Scherwand in zwei Hälften geteilt. Dann gehört eine davon, „die Kammer“, dem Patriarchenpaar. Darin hält es sich auf, darin speist und schläft es.

Das ist die alte Bauart, das „alte Haus“, wie es nach den Regierungshäusern, nach der Kolonisten eigenem Plan gebaut wurde. Das „neue Haus“ ist viel kleiner und besteht aus vier gleich großen Räumen, drei Wohnzimmern und einer Küche. Ärmere Leute begnügen sich mit einer Stube und einer Küche, reichere dagegen bauen sich schon großartige städtische Häuser nach eigenem Geschmack und Bedürfnis. Das Backhaus besteht meist nur aus einem Raum mit einem Herd. Hier wird im Sommer gegessen und gearbeitet, hier werden auch die „Spillagäst“ empfangen und bewirtet.

Aus einem dieser Bauernhäuser hat nun ein Mädchen herausgeheiratet, in eins dieser Bauernhäuser hat es auch wieder hineingehieiratet. Es gilt also, sich den Gewohnheiten des neuen Heims anzupassen. Je gleichgestellter die Familien sind, desto leichter und schneller vollzieht sich diese Anpassung. In einigen Monaten ist sie wohl abgeschlossen. Da hat denn die junge Frau die Eigenart des elterlichen Hauses abgestreift und sich Anschau-

ungen, Redeweise und Manieren des neuen Heims so vollständig angeeignet, als wäre sie in diesem Hause geboren worden. Wenn man auch nicht behaupten kann, daß jedes Bauernhaus sein besonderes Gepräge, seinen eigenen Geist habe, so gibt es doch Unterschiede, namentlich zwischen arm, wohlhabend und reich. Bei Heiraten wird nach Möglichkeit darauf gesehen, daß sich diese drei Gruppen nicht vermischen.

Der Wolgadeutsche bleibt sich durch Generationen gleich, das gilt besonders in nationaler Beziehung: er ist deutsch vom Scheitel bis zur Sohle.

Das hat verschiedene Gründe. Einerseits trägt die Regierung selbst die Schuld daran. Sie hat den deutschen Kolonisten von vornherein abgesondert, hat ihm verboten, sich in russischen Dörfern niederzulassen, und den Russen, sich in deutschen Kolonien einzuquartieren. Die Deutschen sollten ja unter den Russen Kultur verbreiten. Durch Vermischung mit ihnen wären sie aber nach Ansicht der Regierung diesem Beruf entfremdet worden. Daher bekamen sie deutsche Behörden, die mit ihnen in ihrer Muttersprache verkehrten, in den Schulen wurde nur in deutscher Sprache unterrichtet. Alles war darauf angelegt, die Kolonisten deutsch bleiben und ihre eigene Entwicklung nehmen zu lassen, unbeeinflusst von der russischen Umgebung. Andererseits freuten sich die Kolonisten über diese Trennung von den Russen. Sie hatten keine große Achtung vor den damals leibeigenen Russen, auch hegten sie auf Grund ihrer Erfahrungen ein großes Mißtrauen ihnen gegenüber, was noch heute an verschiedenen Redensarten wie „Der Russ' hat noch einen Russen im Busen“ zu erkennen ist. Mit solchen Menschen sich zu vermischen, galt und gilt teilweise auch heute noch als Schmach und Schande. Deshalb lebten sie zurückgezogen in ihren Kolonien. Auch heute gibt es noch Männer und namentlich Frauen, die kaum bis ins nächste Nachbardorf gekommen sind, von einer Stadt gar nicht zu reden. Obwohl viele Kolonien an der Wolga liegen, sind wohl die meisten Frauen noch auf keinem der prachtvollen Wolgadampfer, einem „Feuerschiff“, gefahren, und viele haben noch keinen Eisenbahnzug gesehen.

Als die Handelsbeziehungen und der Wehrdienst die männliche Bevölkerung der Kolonien zwang, die Landessprache zu erlernen,

galt das für das weibliche Geschlecht für überflüssig. Und was dem Wolgakolonisten als „nicht nötig“ erscheint, das erwirbt er auch nicht. „Unsere Väter haben's nicht gehabt und sind auch nicht verhungert“, hört man sie sagen. Deshalb können auch die meisten Frauen, namentlich die älteren, sich nicht in der russischen Sprache verständigen und fühlen sich verraten und verkauft, wenn sie allein unter Russen sind.

Sogar gegen Neuerungen und Verbesserungen in der Landwirtschaft ist der Wolgadeutsche von vornherein mißtrauisch gestimmt. Erst wenn eine neue Erfindung sich vor seinen Augen bewährt hat, führt er sie ein, aber dann auch mit Eifer und einer staunenswerten Schnelligkeit. Die Wolgadeutschen sind im Grunde ein recht intelligentes Völkchen. Wenn sie aus ihren Kolonien herauskommen, verwandeln sie sich sehr bald in Menschen, denen man oft schon in der ersten Generation ihre Abstammung kaum mehr anmerkt. Kommen sie aber wieder nach Hause, aus der Stadt oder dem Soldatendienst, so streifen sie gar bald wieder allen Schriff ab, den sie auswärts angenommen haben. Das konservative Wesen des Kolonisten übt eine zwingende Gewalt auf die Heimgekehrten aus und läßt nichts „Besonderes“ neben sich aufkommen und bestehen. So ist es im allgemeinen, so ist es auch in jedem einzelnen Hauswesen. Sein Geist modelt sich nicht nach dem neuen Mitglied, sondern dieses muß sich „nach ihm richten“. Da hilft also auch der jungen Ehefrau kein „Ich bin es so gewohnt“, „Bei uns zu Hause war es so und so“, da heißt es einfach „sich schicken“. Das fällt bei ungleichen Heiraten mitunter recht schwer. Da gibt es dann Reibereien und Tränen, Schimpfereien oder gar Schläge. Die junge Frau sucht Schutz bei ihrem Mann, aber gegen die allgewaltige Haussitte kann und will sich dieser nicht auflehnen, und da erfüllt sich vielleicht, was sie als Mädchen oft gesungen hat:

Warum sollt ich net lustig sei'
In meine junge Tage?
Ich krieg vielleicht 'nen harten Mann,
Der schlägt mer blae Aaga...

Denn manche hat es schon erfahren:

Vor der Hochzeit sind's Brautleut,
Nach der Hochzeit sind's Eheleut.
Vor der Hochzeit gibt's Küßchen,
Nach der Hochzeit gibt's Schmißchen.

Da ist es denn wohl schon vorgekommen, daß die junge Frau „durchgebrannt“, zu ihren Eltern zurückgekehrt, ist. Trotzdem sind Ehescheidungen eine seltene Erscheinung, denn in den meisten Fällen gelingt es dem allgemeinen Zureden und den Bitten des Mannes, die entlaufene Frau zu bewegen, wieder zurückzukehren. Da muß sie und mit ihr der Ehemann freilich erfahren: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen“, denn das ist ein gefundenes Fressen für die Jugend. Sobald die Nachbarsburschen innerwerden, daß die Frau zurückgekommen ist, gehen sie von Haus zu Haus und laden die ledigen Burschen auf den Abend zur „Hochzeit“ ein. In der Dämmerstunde versammeln sie sich vor dem Haus der glücklich wieder Vereinten; jeder hat irgendein blechernes, raselndes Etwas mitgebracht, einen Samowarschornstein, eine Ofentür, einen alten zerbrochenen Kessel oder Topf, eine Schelle, eine Sense oder dergleichen, und nun geht die Katzenmusik los. Zwischendurch hört der Lärm auf, es wird ein Lied gesungen, darauf beginnt der ohrenbetäubende Krach von neuem. Das „Hochzeitspärchen“ verhält sich dabei mäuschenstill und zeigt sich nicht. Denn wollte es sich etwa mucksen und die ungebetenen Hochzeitsgäste zum Teufel schicken, würde es mit Gewalt auf einen Heuwagen gesetzt, von einigen strammen Jungens festgehalten, während sich andere vorspannen und, genau wie am Hochzeitstage, Straße auf und Straße ab zum allgemeinen Gelächter der zusammengelaufenen Zuschauer im Dorfe umherfahren. Zum zweiten Male läuft die junge Frau gewiß nicht mehr fort, es sei denn, sie habe unwiderruflich beschlossen, nie mehr zurückzukehren.

Dieses Blechkonzert wird auch veranstaltet, wenn ein Pärchen aus bekannten Gründen keine Hochzeit feiert oder wenn ein alter Mann ein junges Mädchen heiratet.

Die neue „Schnerch“ muß von Anfang an zeigen, was sie alles kann, und lernen, was sie vielleicht noch nicht versteht. Sie muß nachweisen, daß sie „dicke Kuchen“ (auch Kesselkuchen genannt) und „merbe Kuchen“ backen kann. (Kesselkuchen sind Brotlaibe von Weizenmehl. Unter Brot versteht der Wolgadeutsche das Roggen- oder Schwarzbrot, das er unter normalen Verhältnissen verschmählt. Er tut sich an „Kuchen“ = Weißbrot götlich.) Sie

muß ferner beweisen, daß sie gut kochen und braten, besonders die Lieblingsspeisen des Wolgabauern bereiten kann, als da sind: Hefaklöße, Butterklöße, Nudeln, Renzen, Maultaschen aus Nudelteig, Reisbrei, Hirsebrei, Kartoffel und Klümp (oder Klöß'), Kraut und Brei mit Schweinefleisch, Speck mit Eiern und allerlei Braten, Pfannkuchen und Kräppel, Riwwel- und Schnitzsuppe, Bohnen- und Weizenkaffee, Süßholztees usw.

In der Regel ißt der Wolgabauer dreimal täglich: früh morgens, um die Mittagsstunde und zur Vesperzeit. Die gewöhnlichen Morgenspeisen sind: geröstete Mehlsuppe, Kartoffelsuppe mit Brot, Bohnen- oder Weizenkaffee, Süßholztees (Stepptee genannt) mit Kartoffeln „in der Haut“.

Die Mittagsspeisen: Krautsuppe mit Klößen, sonnabends Kraut- oder Fleischpiroggen mit Stepptee, sonntags im Winter Kraut und Brei mit Schweinefleisch, im Sommer Mehlspeisen, Pfannkuchen. Es wird nur eine Speise gegessen, aber möglichst jeden Wochentag eine andere.

Die Vesperspeise: Suppe oder Tee mit Kuchen. Im Winter werden vor dem Schlafengehen manchmal noch eingemachte Schlehlen, saure Arbusen oder Gurken, auch Zwiebeln mit Schwarzbrot oder auch ein Brot mit irgendeiner Latwerge gegessen. Gewöhnlich wird an zwei Tischen gespeist, einem großen und einem kleinen. Am großen essen die Erwachsenen und Verheirateten, am kleinen die Kinder. Der Großvater und die Großmutter speisen meist allein in ihrem Stübchen. Da nicht für jedes Familienglied ein Teller vorhanden ist, wird aus einer oder mehreren großen Schüsseln oder Kesseln gegessen. Vor dem Essen und manchmal auch nach ihm wird von jedem, angefangen bei den Erwachsenen und schließend mit dem jüngsten Kind, ein Tischgebet gesprochen, etwa „Segne, Vater, diese Speise“ oder „Sprich den Segen zu den Gaben“ oder „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast“ und andere bis zu dem kurzen: „Abba, lieber Vater! Amen“.

Gleichzeitig muß die junge Frau auch ihre Tüchtigkeit und Geschicklichkeit in Stall und Hof beweisen: ob sie das Vieh zu füttern und zu behandeln versteht, ob sie gut melken und buttern kann usw. Das führt uns in den Stall. Der Wolgabauer hält Pferde, Kühe, Schafe und Schweine; in der Gegend bei Kamyschin

sind Ochsen als Zugvieh gebräuchlich, weshalb die ganze Gegend der „Ochsengrund“ genannt wird. Auf der Wiesenseite nehmen Kamele die Stelle der Ochsen ein. An Geflügel, „Federvieh“ genannt, zieht der Wolgabauer hauptsächlich Hühner und Enten, hin und wieder auch Gänse. Das Vieh ist des Bauern Stolz und Reichtum. Wenn er sich mit seinem Vieh nicht „groß tun“ kann, ist er unglücklich. Er ist darum um dasselbe sehr besorgt; man möchte beinahe sagen, mehr besorgt als um Frau und Kind. Frau und Kinder, meint er, könne er umsonst wieder kriegen, wenn sie sterben, aber das Vieh koste Geld. Deshalb verwendet er die größte Sorgfalt auf seinen Viehbestand und sucht ihn nach Kräften zu vermehren. Wird ein Tier krank, so bemüht er sich, so schnell wie möglich Hilfe herbeizuholen. Diese bringt ihm entweder ein Dorf tierarzt, der zwar kein studierter Arzt ist (dieser gegenüber hat der Bauer ein schier unüberwindliches Mißtrauen), aber durch jahrelange Erfahrung manche Kenntnisse erworben hat. Der rückt der Krankheit mit Aderlaß oder Kräutertränklein zu Leibe. Oder die Hilfe bringt ein „Braucher“ oder eine „Braucherin“, die mit Zaubersprüchlein die Krankheit zu bannen versuchen, etwa so beim Hengst:

Der Hengst und der Drach
Gingen frühmorgens über den Bach,
Der Hengst vergang,
Der Drach verschwand ††† *)

Oder beim Verfangen:

Hast du dich verfangen am Futter,
So hilft dir Gottes Mutter;
Hast du dich verfangen am Wasser,
So hilft dir Gott, der Vater;
Hast du dich verfangen am Wind,
So hilft dir das himmlische Kind ††† *)

Wie gegen Krankheiten, so sucht der Wolgadeutsche sein Vieh und sich selbst auch gegen tückische Feinde aus der Geisterwelt zu sichern. Das sind entweder wirkliche Kobolde oder Geister von Verstorbenen, die sich sichtbar oder unsichtbar, durch Vermittlung der Hexen oder auch unmittelbar zum Schaden der Menschen auswirken. Da erscheint z. B. einem verspäteten Wanderer plötzlich in der Geisterstunde eine weiße Gestalt, streckt die Hand aus nach Almosen. Gibt man was, so verschwindet die Gestalt, gibt man nichts,

führt sie einen auf Irrwege. Meist sind die sichtbaren Gestalten Geister von Verstorbenen, die mehr oder weniger harmlos sind, weil sie nicht absichtlich den Menschen schaden wollen. Sie haben in der Regel ein Verlangen nach etwas. Erhalten sie es, so verschwinden sie meist für immer, andere kommen ab und zu wieder. So hatte ein reicher, geiziger Mann viel Geld hinterlassen, das ihm im Leben viel Freude gemacht hatte. Der erschien nun nach seinem Tode eine Zeitlang jede Nacht, kam durch die verriegelte Tür in sein Zimmer, setzte sich an seinen Tisch, schloß den Tischkasten auf, nahm das Geld heraus, ließ es fröhlich durch die Finger gleiten, zählte es dann und verschwand. Viele dieser Geister sind also sichtbar, andere erscheinen unsichtbar; sie offenbaren ihre Anwesenheit durch Klopfen oder Werfen mit verschiedenen Gegenständen.

Weniger harmlos als die Geister der Verstorbenen sind die wirklichen Kobolde. Da fährt jemand über die Steppe, plötzlich bekommt er von unsichtbaren Händen eine Ohrfeige nach der anderen. Kaum noch lebendig bringen ihn seine beiden Pferde nach Hause. Als er sich nach ein paar Tagen erholt hat und nach dem Vieh zu sehen geht, bekommt er mitten im Hof, wo sonst kein Mensch zu sehen ist, so heftige Schläge, daß man ihn schleunigst zum Arzt bringen muß. Nur durch eine Operation gelingt es, dem Menschen das Leben zu retten. Aber in der Regel sind diese Teufel erhaben über persönliches Eingreifen und Handeln. Sie bedienen sich für ihre Zwecke anderer Kreaturen, insbesondere gern anderer Menschen, der „Hexen“ und ab und zu auch noch der „Hexer“. Diese Personen werden von ihnen mit wunderbaren Kräften ausgerüstet, die sie zu ihrem eigenen Vorteil gebrauchen können. Da kommt ein Krämer ins Dorf mit Schnittwaren; er hält gerade vor dem Haus einer Hexe. Der Tochter dieser Hexe gefällt ein Stück Zeug, und sie bittet bei der Mutter: „Ach, wenn ich nur dies Stück hätte!“ Die Mutter verspricht, es ihr zu verschaffen, läuft dreimal um das Pferd des Händlers, worauf dieses wie tot niederstürzt. Darauf wendet sie sich zu dem betrubten Eigentümer: „Willst du haben, daß ich das Pferd wieder lebendig mache, so schenke mir dieses Stück Zeug.“ Der Händler willigt ein, sie läuft wieder dreimal um das Pferd herum, das wieder zu sich

*) Die drei Kreuze bedeuten: im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

kommt, und der Händler kann seines Weges weiterfahren.

Ein Schulmädchen hatte das Hexen von der Mutter gelernt und gebrauchte seine Kenntnisse und Kräfte zum Selbstschutz. Wenn die anderen es zu toll mit ihr trieben und sie böse wurde, setzte sie sich nieder, murmelte ein Sprüchlein, und eine Menge von Mäusen kam unter ihrem Rock hervor, so daß die anderen fast keine Rettung vor ihnen fanden. Oder sie ließ auf ihre Mitschüler eine solche Menge Läuse kommen, daß man sie mit den Händen zu Haufen raffen konnte.

Ein Bursch hatte sein Mädchen, die Tochter einer Hexe, verlassen. Die Mutter suchte sich nun an ihm dafür zu rächen. Als sie ihn einst in einer „Spillastube“ (auch Maistube genannt) traf, setzte sie sich neben ihn, unterhielt sich sehr eifrig und lebhaft mit ihm und fuchtelte dabei so mit den Händen, daß sie ihm ein paar Mal auf die Knie geklopft hatte. Als der Bursche endlich nach Hause gehen wollte, konnte er nicht aufstehen, seine Beine waren geschwollen. Bei der nötig gewordenen Operation wurden den kranken Beinen verschiedene Kleidungsstücke und Lappen entnommen.

Diese wunderbaren Kräfte haben die Hexen im Auftrag der bösen Geister zum Schaden der Menschen gebraucht, wenn die bösen Geister nicht selber in Tätigkeit treten wollten. Ob nun mittelbar oder unmittelbar, es ist jedenfalls selbstverständlich, daß sie wissen, wo der Bauer am empfindlichsten zu treffen ist, nämlich an seinem Vieh.

Gegen diese tückischen Feinde aus der Geisterwelt gibt es natürlich entsprechende Hilfsmittel. Da reitet z. B. ein Unhold während der Nacht des Bauern bestes Pferd zu Schanden. Wenn er morgens in den Stall kommt, sieht er es mit Schaum bedeckt und an allen Gliedern zitternd, oft ist ihm auch die Mähne und sogar der Schwanz geflochten. Dagegen wird eine tote Elster im Stall aufgehängt. Der Kobold zieht diese nämlich dem schönsten Pferde vor und reitet sie die ganze Nacht, so daß das Pferd Ruhe vor ihm hat. Ebenso stellen sich zuweilen Kühemelker in Gestalt von Schweinen, Katzen und Hunden um Mitternacht im Stall ein. Da hilft dann kein Aufpassen, denn man hört wohl die Milch in den Eimer fließen, hat aber nicht die Kraft, die geladene Flinte an die Wange zu legen und loszudrück-

ken, ja man kann nicht einmal einen Laut von sich geben, um den Kobold dadurch zu vertreiben. Da kann nur eine „Braucherin“ oder ein „Braucher“ helfen. Diese hängen unter leisem Gemurmel in allen vier Ecken des Stalles Hechtköpfe auf, und nun können die Melker nichts mehr schaden, weil im Hechtkopf alle Werkzeuge enthalten sind, mit denen Jesus ans Kreuz genagelt war. Jetzt geben die Kühe erst recht viel und schmandige Milch, die sich fast vollständig in Butter verwandelt.

Die Kühe wollen oft infolge Verhexung die Milch überhaupt nicht geben. Da hilft man sich dann dadurch, daß man der Kuh dreimal durch die Hinterbeine spuckt, worauf sie sofort das Wasser fließen läßt; dann zersticht man mit einer Schippe den nassen Platz und — die Kuh gibt ihre Milch. Oder man gibt neun Tropfen Milch in eine Flasche, der Hausvater oder der älteste Pfleger des Viehs uriniert in die Flasche hinein; diese wird fest verkorkt und in der Erde vergraben. Sobald der Inhalt der Flasche vertrocknet ist, ist auch die Hexe vertrocknet und also unschädlich gemacht. Am sichersten ist man natürlich, wenn man diesen Unholden den Zugang zum Stall überhaupt verwehren kann. Das wird dadurch erreicht, daß man auf der Schwelle oder an der Stalltür mit Kreide einen Alpfuß (Dielenuß, bzw. Pentagramm) anbringt oder ein Hufeisen mit der geschlossenen Seite nach außen auf die Schwelle nagelt. Aber auch dann ist man noch keineswegs vor den verderblichen Einflüssen dieser Bösen und ihrer menschlichen Helfershelfer, der Hexen, sicher. Sie verderben nämlich noch die Milch im Keller und den Rahm, so daß man den stößt und stößt, und es will und will keine Butter aus ihm werden. Da legt man denn einen Kamm unter das Butterfaß, oder man wirft ein Fünfkopekstück hinein und — der Bann ist gebrochen. Gleichfalls hilft es, wenn ein hinzukommender Fremder unaufgefordert das Stoßen übernimmt.

Selbstverständlich ist dem Bauern daran gelegen zu erfahren, wer die Hexen im Dorf sind, um sich besser vor ihnen schützen zu können. Zum Glück sind sie in der Regel bekannt. Man bekommt das durch das „Charfreitagsei“ heraus. Legt nämlich ein schwarzes Huhn am Karfreitagmorgen ein Ei, so nimmt es einer, der fix auf den Beinen ist, mit in die Kirche. An diesem Tag sind nämlich alle Hexen des

Dorfes unsichtbarerweise vor dem Altar versammelt, alle reitend, die eine auf einem Besen, die andere auf einem Ofenkratzer, die dritte auf einer Ofengabel, die vierte auf der Backschippe, die fünfte auf etwas Ähnlichem. Wenn man nun durchs Ei schaut, sieht man sie alle. Während des Vaterunserläutens muß der Besitzer des Eies sich aus der Kirche entfernen und laufen, was das Zeug hält, damit er noch vor Schluß des Gottesdienstes nach Hause kommt. Die Hexen müssen es nämlich bis zum Ende des Gottesdienstes in der Kirche zähneknirschend aushalten, dann stürzen sie davon und dem Besitzer des Eies nach. Hat er sein Heim noch nicht erreicht, so zerdrücken ihm die Hexen das Ei und zugleich auch sein Herz, und er stürzt entseelt zu Boden. Erreicht er aber sein Haus, so wirft er das Ei in den bis zur Rotglut erhitzten Ofen, wo es verbrennt. Dann können ihm die Hexen nichts mehr antun, er aber kann sie den anderen „verraten“. Welche von diesen Hexen in irgendeinem Einzelfall die Schuld trägt, kann man erfahren, wenn man aus einem Schweinenest etwas Stroh nimmt und es mit Teufelsdreck verbrennt. Im Rauch wird die Hexe sichtbar.

Natürlich verbrennt man diese armen Frauen nicht, aber man geht ihnen doch in weitem Bogen aus dem Wege, und die Straßenjugend schreit ihnen wohl auch manchmal nach: „Du alte Hex!“ „Du alte Hex!“. Die Ärmsten fühlen sich wie ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, was sie natürlich nur verbittert. Sie wenden sich wohl auch zähnefletschend gegen die zudringlichen Straßenbuben, um sie zu verscheuchen, was jene in ihrem Vorurteil gegen sie nur noch bestärkt.

Mittlerweile rückt die eigentliche Arbeit des Landmanns heran. Die Besitzerin des Landes ist die Gemeinde. Das Gemeindelandsystem oder, wie es in den Wolgakolonien genannt wird, das Duschsystem (von duscha = Seele, also Seelenland), hat seine großen Nachteile. Es ist erstens ungerecht, weil das vorhandene Land nur unter die männlichen Seelen gleichmäßig verteilt wird. Eine Familie mit viel Mädchen ist also zu lebenslänglicher Armut verurteilt. Es fördert zweitens den Raubbau. Durch die ständige, wenn auch langfristige Umteilung verwendet niemand viel Sorgfalt auf die Bearbeitung seiner Anteile, da er befürchten muß, daß ein anderer sie nach der Umteilung bekommt. Es ist drittens zeitrau-

bend und teuer. Da das Land innerhalb einer Gemeindegrenze sehr verschiedener Güte ist, geht es natürlich nicht an, daß jeder Bauer seine Anteile auf einem Platz hat. Das Land wird zunächst in größere Stücke „zerschnitten“. Diese Stücke sind nicht ganz gleichwertig, und so wird jedes von ihnen wieder in kleinere Stücke geteilt. Jeder Bauer hat nun auf dem ganzen Lande verstreut seine Fetzen zu bearbeiten. In manchen Gemeinden hat ein Bauer bis vierzig und mehr an verschiedenen Orten gelegene Landlappchen zu bestellen. Das nimmt sehr viel Zeit in Anspruch und kostet viel totes und lebendes Inventar.

Die Wiese, der Wald und der Weideplatz sind auch gemeinsam. Die beiden ersten werden jährlich verlost. Es gibt Gemeinden, in denen der Landanteil noch groß genug ist, um eine einigermaßen menschliche Lebensführung zu ermöglichen, dagegen würden schon sehr viele Kolonisten Hungers gestorben sein, wenn sie nicht ein Handwerk betrieben. So können z. B. die Gemeinden im Sosnowschen Kreis, dem gegenwärtigen Balzer Kanton, nur bestehen, weil dort die Sarpinkaweberei und Putzmaschinenfabrikation blühen. Anderswo ist Korbflechterei und Tabakpfeifenherstellung ein Nebenerwerb für die Gemeinden. Einzelne beschäftigen sich auch mit Tischlerei, Schlosserei, Maurerei, Töpferei u. a. Daß diese Nebenbeschäftigungen keine dauernde Abhilfe haben schaffen können, beweist die ungeheure Zahl der ausgewanderten Wolgakolonisten.

Außer dieser Landeinrichtung sind auch die klimatischen Verhältnisse nicht günstig. Es gibt zu wenig Niederschläge. Oft regnet es nur einmal im Frühling. Dazu kommen die glühenden Südostwinde, die, verbunden mit einer merkwürdigen, noch nicht erklärten Lufterscheinung, „Höhrauch“ genannt, manchmal die glänzendsten Ernteaussichten im Laufe einiger Tage vollständig vernichten. Daher die vielen Mißernten, die die Pastoren immer wieder veranlaßt haben, die Hilfe der Glaubensgenossen in nah und fern anzurufen.

Bei der Landarbeit helfen alle Hausgenossen mit, auch die Frauen und Kinder. Letztere müssen überall Handlangerdienste leisten. „Ins Zackern“ brauchen sie und die „Weibslaut“ allerdings nicht mitzufahren, dafür müssen sie im Dorf die Obst-, Kraut- und Gemüsegärten besorgen. An Gemüse baut der Wolgadeutsche: Kohl, Kartoffeln, Tomaten, Zwie-

beln, Knoblauch, Möhren, Rüben, Gurken, Kürbisse, Arbusen und Salat.

Die Frauen müssen auch das Teekraut, Thymian und Quentel, sammeln und das Süßholz graben. Aus beiden wird der „Süßholztee“ oder „Stepptee“ gekocht, der zum Unterschied vom chinesischen, der der gute Tee genannt wird, auch „Bauerntee“ heißt. Dieser Stepptee wird viel genossen und verursacht, wie man behauptet, eine Augenkrankheit, den „Nachtnebel“, eine Art Hühnerblindheit. Als der geeignetste Sammeltag des Teekrauts gilt das Himmelfahrtsfest, weil an diesem Feiertag alle Kräuter, vor Sonnenaufgang gepflückt, als Teekraut verwendet werden können. Deshalb erheben sich die jungen Frauen und Mädchen mit den Kindern recht früh, um „ins Teekraut“ zu gehen. Man ist bemüht, an diesem Tag einen Vorrat für das ganze Jahr zu sammeln. Hört eins von den Mädchen an diesem Tag den Kuckuck schreien, so läßt es sich fallen, wälzt sich dreimal im Gras herum und spricht die Worte:

„Kuckucks knecht, sag mir's recht,
Wie lang, daß ich noch leben soll“

und zählt jeden Schrei für ein Jahr.

Auch sonst hält der Wolgadeutsche die Vögel und andere Tiere für sichere Propheten; so kündigt Elstergeschrei Gäste an, Eulengeschrei bringt Unglück, Rabengekrächze ebenfalls Unglück oder Regen. Regen holt auch das Fröschegequak herbei. Wäscht sich die Katze, so kommen Gäste, heult der Hund in der Nacht, so bedeutet das Feuerschaden, wenn er die Schnauze nach oben hält, und einen Todesfall, wenn er in die Erde hineinheult.

Bei der Erntearbeit müssen die Frauen tüchtig mithelfen. Auf der Wiesenseite, wo das Land in langen Streifen vom Wolgaufer steppeinwärts liegt, zieht die ganze Familie mit Ausnahme der Patriarchen und eines Mädchens, das die Kühe versorgen und Brotbacken hilft (die Großväter und -mütter „schaffen“ nicht mehr), für die ganze Zeit des „Abmachens“ hinaus. Dort wohnen sie in Zelten. Da muß die Frau schon des Kochens wegen mit. Aber auch sonst muß sie gehörig „anpacken“.

Das Mähen (auf der Wiesenseite wird nur noch mit Maschinen gemäht) als die schwerste Arbeit verrichten zwar nur die „Mannsleut“, aber alles übrige muß die Frau und das Mädchen ebensogut verstehen wie die Männer und Burschen. Ist auf allen Landläppchen ab-

gemäht, gebunden und auf den Haufen gesetzt, so wird es in derselben Reihenfolge nach Hause, in den außerhalb des Dorfes gelegenen „Heugarten“, die Tenne, gefahren und dort wieder in großen Schobern aufgesetzt. Erst wenn alles zu Hause ist, beginnt das Dreschen. Es wird mit Ausreitsteinen, bei Reicherem, besonders auf der Wiesenseite, mit Maschinen gedroschen. Die „ausgerittene Frucht“ wird durch die Putzmaschine gelassen oder mit der Wurfschaukel gereinigt und dann in den Ambar auf den Bauernhof gebracht. In dieser Erntezeit ist der Wolgadeutsche nicht zu haben. Da hat er große Eile. Die sonnigen Tage und die mond hellen Nächte müssen genutzt werden, bevor noch die Herbstregen beginnen. Darum arbeitet er in dieser Zeit wohl an die zwanzig, wenn nicht gar vierundzwanzig Stunden des Tages. Nur schnell fertig werden, heißt die Losung.

Schon im Lauf des Sommers kochen die Frauen verschiedene Säfte, stellen Schnäpse auf, machen Gurken ein, und vollends im Herbst werden überall Apfelschnitze getrocknet und verschiedene „Latwergen“ (Liebkind hat viele Namen, so heißen die Latwergen auch Saft oder Schlecksel, Mus oder Süßche, Honig oder gar auf russisch Warenje), aus Arbusen, Rüben, in armer Zeit auch aus Kürbissen gekocht, alles teils zum Verkauf, größtenteils aber zum eigenen Verbrauch. Zuletzt werden noch die Kartoffeln ausgemacht und damit die Keller gefüllt. Wenn es anfängt kalt zu werden, wird geschlachtet. Für die große Familie eines Wolgadeutschen ist viel Fleisch nötig, also werden auf einmal ein paar große Schweine und Rinder geschlachtet. Es wird möglichst der ganze Bedarf an Fleisch für den Winter, ja sogar Speck und Salzfleisch auch für den nächsten Sommer „uf die Stepp“ zurechtgemacht. Wie überall so auch an der Wolga ist die Lieblingspeise des deutschen Mannes die Wurst. Ein Wolgakolonist wurde einmal gefragt, was er noch essen könnte, wenn er schon ganz satt wäre. Ohne sich zu besinnen, antwortete er: „Worscht!“ Er macht gern Rauchwurst, Bratwurst und weiße Wurst, eine Art Leberwurst. Zu dieser Schlachtereier werden Verwandte und Nachbarn zu Hilfe gerufen, die nach getaner Arbeit auch zum „Sauflander“, zur Metzelsuppe, dableiben. Bei Schnaps oder Wein und fröhlichem Geplauder wird Kraut und Brei mit Schweinefleisch verzehrt, ebenso eine

Menge von Kräppeln. (Es werden von ungegangenem Teig Dörrkräppel und von gegangenem in Öl „merbe“ Kräppel gebacken.)

Am nächsten Tag kommen alle bei einem anderen zusammen, wo wieder geschlachtet wird. So geht es der Reihe nach die ganze Verwandtschaft durch, manchmal ein paar Wochen lang von einer Schlachtereier und Metzelsuppe zur anderen. Damit ist aber auch die Hauptarbeit getan. Alles, was zum Leben nötig ist, ist für ein ganzes Jahr vorhanden. Nur noch die laufende Arbeit wie Kochen, Viehfüttern, Futtereinfahren und dergleichen wird getan.

Die Aufmerksamkeit wendet sich jetzt der Kleidung zu. In alter Zeit hat der Wolgabauer keine Schneider, ja nicht einmal Tuch oder Manufakturfabriken nötig gehabt. Das wurde alles zu Hause und von den eigenen Leuten gemacht:

Selbstgesponnen, selbstgemacht –
ist die beste Bauerntracht,

hieß es damals.

Da hatte dann die Altmutter mit ihren Schnerchen vollauf zu tun. Da wurde Flachs und Hanf gesponnen, die Leinwand gebleicht, im Winter wurde sie zu Wäsche und den „Faltenhosen“ (Pumphosen der Männer) verarbeitet. Diese trug man zwei Wochen lang weiß, dann wurde die eine Hose blau, die andere schwarz gefärbt. Die blaue war für die Festtage. Auch wurde Schafwolle gesponnen. Aus diesem Tuch wurden die Kaftäner gemacht, die meist blau gefärbt wurden, weil sie für die Festtage bestimmt waren. Unter dem Kaftan (eine Art Gehrock) trug man auch eine Weste von gleicher Farbe, den „Brustlappen“. Für den Werktag war ein kürzeres Oberkleid, der Wams, im Gebrauch. Als Kopfbedeckung diente ein hoher, schwarzer Zylinderhut, an dessen Stelle im Winter eine warme Mütze aus Schafsfell trat. Über den Kaftan wurde ebenfalls ein Tragpelz aus Schafsfell gezogen; auf Reisen trägt man über diesem bis auf den heutigen Tag einen größeren, weiteren Fahrpelz, den „Tulupp“. Statt der Ledertiefel trägt man im Winter Filztiefel, womöglich aus der eigenen Dorfwalkerei.

Die Frauen trugen im Sommer ein Häubchen, das unter dem Kinn gebunden wurde, im Winter ein Tuch. Den Oberkörper bedeckte das

Mieder, ein Leibchen ohne Ärmel mit draufgesteppten Schnüren. War das Mieder dunkel, so waren diese hell oder umgekehrt. Dann folgte ein faltenreicher, weiter Rock von schwarzer oder dunkelblauer Farbe, darüber eine große, am Werktag bunte, am Sonntag weiße Schürze. An den Füßen trugen sie niedrige Schuhe, damit man auch die Zwilch- oder Zwickelstrümpfe sehen konnte, dunkle Strümpfe mit zwei bunten eingestrickten Streifen an den Seiten.

Im Winter zogen auch sie einen weißen oder gelben Schafspelz an und trugen Filztiefel. Nur für die Kirche hatten sie einen besonderen, wattierten, schwarzen Faltenmantel mit einem großen Pelzkragen und einem den Mantel zusammenhaltenden Gurt. Seit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich die Mode etwas geändert. Nach und nach wurde immer mehr fertiges Zeug ins Dorf gebracht und verdrängte die selbstgesponnenen Stoffe, weil es billiger als diese war. Auch der Schnitt der Oberkleider wurde allmählich anders. An Stelle des Zylinders trat bei den Männern der „Kartus“ (leichte Schildmütze) oder im Hochsommer der Strohhut. Der Kaftan trat seine Stelle dem „Pinschak“ ab, und die Faltenhosen sind fast gänzlich verschwunden. Das Mieder bei den Frauen ersetzt die leichte „Prassnakofia“ oder die wattierte „Kofta“. Auch läßt man sich in letzter Zeit die Kleider schon gern von Schneidern und Schneiderinnen machen, die sich einzig und allein von diesem Handwerk ernähren.

Während die Frauen sommers und winters vollauf zu tun haben, ist das beim Mann nur dann der Fall, wenn er nebenbei noch ein Handwerk betreibt. Sonst sitzt er wohl abends bei den Frauen, schmaucht sein Pfeifchen, flickt vielleicht abgenutztes Pferdegeschirr und erzählt Geschichten aus alter und neuerer Zeit. Besonders gern hört der Wolgadeutsche Schatzgräber- und andere Gespenstergeschichten. Ofters wird bei der Arbeit auch ein Lied angestimmt und von groß und klein kräftig gesungen.

Wenn sich nun die neue Schnerch in allen Arbeiten als tüchtig erwiesen hat, so ist sie ein gern gesehenes, willkommenes Familienmitglied geworden. Aber das besondere Interesse für sie läßt in dem Maße nach, als sie sich einlebt, und schließlich geht sie in der Masse der Hausgenossen unter, als wäre sie

nie ein fremdes Element im Hause gewesen. Man sieht es als selbstverständlich an, und sie tut es auch, daß sie die ihr zugewiesene Arbeit vollbringt, ohne besonders dazu aufgefordert und besonders dafür gelobt zu werden. Sie ist „unser“. Als Jüngste hat sie natürlich die schwersten weiblichen Arbeiten zu verrichten, aber mit der Zeit rückt sie aufwärts, bis auch sie Altmutter wird und dann nur noch das Kommandieren und leichte, gern getane Arbeit zu verrichten hat.

Eine aufregende Zeit tritt nach dem Tod des alten Hausvaters ein. Wenn das Haus schon zu seinen Lebzeiten zu voll geworden war, hatte auch er schon den ältesten Sohn oder auch zwei und mehrere seiner Söhne „abgeteilt“. Meist geschieht die Teilung aber erst nach seinem Tode. Da geht es dann wohl selten ohne Reibereien ab. Also wird eine Kommission von Unparteiischen gewählt, die das vorhandene tote und lebende Inventar in so viel gleichwertige Teile teilt, wie Söhne im Hause sind. Das Haus mit allem Drum und Dran wird abgeschätzt, und der Zurückbleibende — wer das ist, entscheidet das Los — muß dann im Lauf einiger Jahre die Anteile der Brüder auszahlen. Oft bleiben die Brüder noch zusammen, bis mit vereinten Kräften jedem ein Haus erbaut worden ist. In diesem Fall wird dann nur noch das Inventar verteilt. In der Regel bleibt die Altmutter im alten Hause, es sei denn, sie vertrage sich nicht gut mit der Schnerch. Sollte während des Zusammenlebens eine von ihren Schwiegertöchtern Witwe geworden sein, so wird sie mit ihren Kindern bei der Teilung ebenso bedacht wie jeder Sohn. Oft entstehen auch Meinungsverschiedenheiten zu Lebzeiten des Hausvaters zwischen ihm und den Söhnen, wenn diese fortschrittlicher gesinnt sind als er oder das Bedürfnis nach mehr Selbständigkeit empfinden; oder es entstehen Streitigkeiten unter den Brüdern oder ihren Frauen. Das gibt dann oft ein jahrelanges Kämpfen und Ringen, dem nur die endgültige Teilung der Wirtschaft ein Ende macht. Nun werfen wir einen Blick auf das gesellschaftliche und öffentliche Leben der Wolgadeutschen. Es spielt sich an einigen wenigen Orten ab. An erster Stelle steht die „Torbank“. Nach dem Vesperessen setzen sich die älteren Männer vors Tor. Der eine oder andere von den Nachbarn kommt hinzu, und die Unterhaltung beginnt. Besonders beliebt ist

die Torbank beim Schulmeister, Kreis- oder Kolonieschreiber oder überhaupt bei einem intelligenteren Dorfgenosse, der Welt und Menschen gesehen hat und Zeitungen liest. Da werden alle politischen Neuigkeiten, die Gemeindeangelegenheiten und Dorfgeschichten besprochen. Am interessantesten aber sind die persönlichen Freuden und Leiden, Tugenden und Fehler der lieben Nächsten. Auch die Schmiede und die „Bude“, der Kaufladen, gehören zu den Orten, wo sich Menschen ansammeln und ein Wörtchen über dies und das reden. Klubs gibt es nicht. Hie und da hat sich ein Wirtshaus eingeschlichen, das aber von der sogenannten „anständigen Gesellschaft“ nicht besucht wird. Sonntags geht man „Spilla“ oder „in die Maistube“ zu seinen Anverwandten und Freunden. Da vertreibt man sich die Zeit ebenso wie auf der Torbank, nur daß hier die Frauen mehr zur Geltung kommen und ihr öffentliches Interesse bekunden können, oder man spielt Dambrett oder Karten.

Sachen, die der Genehmigung der Gemeinde oder des Kreises bedürfen, werden auf die Gemeinde- oder Kreisversammlung gebracht. Zu letzterer gehören etwa 30 bis 40 Wirte aus jeder zum Kreise zählenden Gemeinde. Zu Hause bilden diese 30 bis 40 Mann die sogenannte „Kleine Gemeinde“, die in weniger wichtigen Angelegenheiten zu entscheiden hat. Der großen Gemeindeversammlung gehört aus jedem Hause eine Person an, und zwar der Hausvater, der sich aber durch einen seiner erwachsenen Söhne vertreten lassen kann.

Die Gemeindeversammlung wird auf folgende Weise einberufen: In jeder Straße wird ein Stock oder Hammer von Haus zu Haus getragen. Der erste bekommt diesen Gegenstand aus dem Kolonieamt durch einen Wächter zugeschickt mit Angabe der Zeit und oft auch der Tagesordnung der Versammlung, der letzte muß diesen Stock oder Hammer wieder ins Kolonieamt zurückbringen; oder es geht ein Wächter, der „Büttel“, mit einer Schelle durch die Straßen, läutet und schreit seine Bekanntmachung aus. Oder es werden so viele Wächter gehalten, daß jeder in einer oder mehreren Straßen in jedem Haus seinen Auftrag ausrichten kann.

Die Gemeindeversammlungen verlaufen in der Regel ruhig. Es hat aber auch schon sehr stürmische Versammlungen gegeben, wenn es sich z. B. um Landverteilung oder andere Din-

ge handelte, bei denen der eine verlieren mußte und der andere gewinnen konnte. In solchen Fällen sind sogar schon Handgreiflichkeiten vorgekommen. Aber auch grundsätzliche Rechtsfragen sind oft schon Ursache von stürmischen Verhandlungen gewesen. Verordnungen, die gegen die Rechtsbegriffe der Kolonisten gerichtet waren, gab es in der Vergangenheit genug. Auch stößt anfänglich jede Neuerung auf den Widerspruch des konservativen Kolonisten.

Jeder Kreis hat sein eigenes Gericht. Die Richter werden von der Kreisversammlung auf eine bestimmte Zeit gewählt. Gegen die Entscheidung des Kreisgerichts kann man Beschwerde führen beim Landhauptmann und weiter. Der Wolgadeutsche prozessiert im allgemeinen nicht gern, aber wenn er dazu gezwungen wird, dann „kann's koschta, was's will!“, er hört nicht eher auf, als bis er gewonnen hat oder bis die Entscheidung der letzten Instanz gefällt ist. Eine Landsache haben einige Gemeinden einmal bis vor den Dirigierenden Senat gebracht und dort erst gewonnen.

Ich möchte dieses Kapitel nicht schließen, ohne der wolgadeutschen Dichter zu gedenken, deren es aus alter und neuer Zeit eine ganze Anzahl gibt. Freilich haben sie die Dichtkunst nur am Gesangbuch erlernt, darum sind die Gedichte der Form nach eben so recht und schlecht wie die Gesangbuchlieder auch. Ihr Gesichtskreis geht begreiflicherweise nicht über die Grenzen des Wolgalandes hinaus. Aber lassen wir sie selber reden.

Michael Frank, Sohn des ehemaligen Schulmeisters Heinrich Frank in Dönhof, um 1830 Kreisschreiber in Messer, später in Holstein, hat eine reiche Sammlung von geistlichen Liedern in Anlehnung an das Wolgaer Kolonialgesangbuch und mit Angabe der zu singenden Melodien zurückgelassen. Es mögen zwei Proben aus dieser reichen Sammlung folgen:

I.

Zum Jahresschluß (Mel.: O Welt, sieh hier dein Leben)

- i. Das Jahr geht nun zu Ende,
Und deine Segenshände
Sind immer noch bereit,
Wohltaten auszuspenden
Und sie uns zuzuwenden
Aus Gnad und Barmherzigkeit.

2. Doch wir, die schnöden Sünder
Und ungeratnen Kinder
Sind deiner Gnad nicht wert,
Weil wir nicht darauf achten
Und nicht zu leben trachten,
Wie es dein Heilig Wort uns lehrt.
3. Ach, Gott, du wollst verzeihen,
Wenn wir die Sünd bereuen,
Und weiter gnädig sein.
Wenn wir nun vor dich treten
Und um Vergebung beten,
So wollst du gnädig uns verzeihn.
4. Den heil'gen Geist zum Führer,
Begleiter und Regierer,
Der nur auf ebner Bahn
Und rechter Straße leite,
Die Herzen zubereite,
Daß es darinnen wohnen kann;
5. Und unsern Gang so wenden,
Daß mit dem Jahr muß enden
Der alte Sündenlauf,
Und alle unsre Sinnen
Im neuen Jahr beginnen
Zu richten sich zu dir hinauf.
6. Auf daß im neuem Leben
Wir uns zu dir erheben,
Von Sünden lassen ab
Und dir allein anhangen
Mit brünstigem Verlangen,
Bei dir zu bleiben bis ins Grab.
7. Wollst uns bei dir erhalten,
Die Lieb laß nicht erkalten,
Halt unsre Herzen warm,
Daß unter deinem Segen
Dieselben sich bewegen,
Und dein Herz unser sich erbarm.
8. Uns gnädig auch behüte
Aus lauter Gnad und Güte
Vor Satans Macht und List.
Sei du stets unser Retter
Und Schlangenkopftreter,
Wenn uns der Feind zuwider ist.

Überall, wo Raucher und Schnupfer sind, gibt es immer ein Für und Wider, so auch an der Wolga. Dieser Gegensatz kommt zum Ausdruck in zwei Gedichten. Das eine stammt von *Valentin Gleim* aus Jablonowka (Lauwe) am Tarlyk, das andere von einem freien Ausländer, der in den Kolonien heimisch geworden war, namens *F. V. Hahnstein*. Ich mache die freundlichen Leser im voraus darauf aufmerksam, daß der Vetter Valentin derb und grob und in seinen Ausdrücken nicht wählerisch ist. Also:

Gedicht über Raucher und Schnupfer
von Valentin Gleim

1. Pfeif', o Unglückstier auf Erden!
Wenn du nur beim Teufel wärst!
Ich könnt dir mit Gift vergeben,
Weil du so viele Leut verführst.
Machst sie gleich wie Esel dumm,
Und es weiß kein Mensch, warum?
2. Pfeif', o großer Tabaksmörder,
Was hast du nicht schon getan!
Feuersbrunst an vielen Orten:
War die Pfeif' doch Schuld daran,
Hat Leut um Haus und Hof gebracht
Und sie bettelarm gemacht.
3. Was wird doch die Pfeif' auf Erden
Viel bewirkt und ausgebreit',
Daß viel Leute ärmer werden
Durch Versümnis vieler Zeit,
Die, wenn sie zur Arbeit gehn,
Sich erst nach der Pfeif' umsehn.
4. Viele Zeit wär' anzuwenden,
Die zur Arbeit nötig ist,
Doch muß erst die Pfeif' in Händen,
Weil man dran gewöhnet ist,
Ja, mancher hat sich drauf gesteißt,
Und wenn der Schimmel gleich versäuft.
5. Und was ist die Pfeif' indessen
Dem, der zu viel an sie glaubt?
Auch die Zeit im Buch zu lesen
(gemeint ist die Bibel),
Hat sie manchem schon geraubt.
Und dann ist's auch immer wahr:
Solche sind der Pfeife Narr.

Im Jahre 1911 hatte die Gemeinde Warenburg ihren großen, 6 Dessjatinen umfassenden Kirchenplatz auf Anregung des Verfassers umzäunt. Es galt dann, einen Park anzulegen, wozu sich Philipp Diener und Philipp Bier bereit erklärten und den Anfang mit der Anpflanzung von Bäumen machten. Um die Menschen dazu anzuspornen, hat der gegenwärtig noch lebende alte Kreisschreiber von Warenburg, *Christoph Schneider*, nachstehendes Gedicht verfaßt:

1. Seht, ihr Leute, sehet hier,
Was der Diener und der Bier
Schaffen da im Kirchengarten
Wider jegliches Erwarten:
Pflanzen so an fünfzig Bäume
Hin auf diese leeren Räume,
Rechts und links je eine Reih'.
Seht, wie herrlich! Ei, ei, ei!
Ach, ihr Leute, hätten wir
Doch noch mehr so Diener, Bier!

2. Dort auf jener Seit' beim Klein,
Ja, dort soll es auch so sein!
Darum Müller, Stumpf und Leisel
Und ihr alle dort im Kreisel:
Und ihr alle dort im Kreisel:
Pflanzet auch so fünfzig Bäume
Hin auf diese leeren Räume,
Aber, wenn es möglich wär',
Wollt ich bitten, pflanzet mehr!
Und dann seid ihr, glaubt es mir,
Auch so gut wie Diener, Bier.
3. Auf der Seit' zur Wiese hin
Fasset es in euren Sinn:
Horch und Kramer, Müller, Salzmann,
Müller, Werner, Simon, Lehmann,
Bitte, setzt auch fünfzig Bäume
Dort auf jene leeren Räume,
Daß die Leute müßten schreien:
„Schöner könnt' es gar nicht sein!“
Und dann wärt gewiß auch ihr
Grad so gut wie Diener, Bier.
4. Endlich nach der Landstraß' dort,
Bitte, bleibet auch nicht fort!
Diener, Hartwig, Kramer, Goebel,
Funkner, Valtin, Nickel, Ebel . . .,
Setzt doch ihr auch fünfzig Bäume
Dort auf jene leeren Räume.
So wird dann ein Kreuz vollend't,
Das man Christi Zeichen nennt.
Und das wär' gewiß doch schön
Und für jeden angenehm.
5. Aber 's bleibet noch viel Raum,
's ist besetzt die Hälfte kaum.
Darum kommt von allen Ecken,
Aus der Näh', von weiten Strecken,
Kommt und setzet alle Bäume
Auf die noch vorhandnen Räume.
Das bringt einem Dorfe Ehr!
Warenburg, was willst du mehr?
Dann seid alle, alle ihr
Grad so gut wie Diener, Bier.
6. Ach, euch Lehrpersonal
Und euch Schüler allzumal,
Euch das Pflanzen anzubieten,
Dieses hätt' ich bald vermieden.
Bitte, pflanzet viele Bäume
Überall auf leere Räume.
So, gibt's herrliche Alleen,
Wo man kann spazieren gehen.
Dann wird euer Name fein
Und der Nachwelt heilig sein!

Der gegenwärtige Schulmeister in Dönhoff, *Alexander Würtz*, hat zwei Bändchen seiner Gedichte gesammelt: 1. Weltliche Gedichte, 2. Religiöse Gedichte unter dem Titel: „Ewigkeitsklänge“. Diese bringen a) die freien Be-

arbeitungen der evangelischen Perikopen des ganzen Kirchenjahrs, b) Weihnachtslieder, c) Tröstungen und Nachrufe am Sarge von Kindern, Ledigen, Verheirateten und Alten, d) Gedichte vermischten Inhalts. Wir wollen einige mitteilen. Aus den „Ewigkeitsklängen“:

I. Die Widmung

1. Ewigkeitsklänge – sinniges Wort,
Mahnend an Sterben, Vergehen,
Tröstend die Menschen, daß sie ein Gott
Nach der Verwesung einst läßt erstehen.
2. Ewigkeitsklänge – vielen ein Wahn
Armer, verblendeter Toren,
Denen das Jenseits nichts bieten kann,
Die sich die Erde erkoren.
3. Ewigkeitsklänge – möget ihr doch
Gleich sein dem Tönen der Glocken,
Welche die Pilger, die hastenden, noch
Freundlich ins Gotteshaus locken.
4. Ewigkeitsklänge – tönent auch ihr
Tief in die Herzen der Leute:
Nicht eine bleibende Heimat ist hier,
Dort erst – im Lande der Freude.

II. Silvesterabend

1. Noch wen'ge Stunden und vorüber
Ist wieder dieses Jahres Zeit –
Geeilet schnell ist sie hinüber
Ins Meer der langen Ewigkeit.
Wie lange wird es dann noch währen
Bis zu dem letzten Lebenstag?
Noch ein'ge Stunden, und wir hören
Des Jahres letzten Stundenschlag . . .
2. Am Schluß des Jahres angekommen,
Ergreift ein banger Ernst das Herz,
Wenn wir bedenken, was genommen
Uns dieses Jahr in großem Schmerz:
Hier weint die Witwe um den Gatten,
Dort Waisen um die Eltern sehr!
Wir alle wohl Verluste hatten,
Der Tränen gab's ein ganzes Meer.
3. Ein langes, schweres Jahr vergangen
Ist auch von meiner Lebenszeit.
Die Glocken erst heut abend klangen,
Sie mahnten an Vergänglichkeit.
Vielleicht dieselben Glocken läuten
Den Abschied mir im künft'gen Jahr,
Drum heißt's mit Ernst sich vorbereiten
Und fliehen Sünd und Weltgefahr.

4. Uns alle mahnt des Jahres Scheiden
An Sterben, Ewigkeit, Gericht.
Wir können alle jetzt geleiten
Das alte Jahr, doch wissen nicht,
Ob bei dem nächsten Jahresschlusse
Versammelt können wir hier sein.
Drum Menschen, denkt an Reu und Buße,
Sucht euer Heil, laßt Weltlust sein!

III. Weberlied

1. Meinen Schiffel froh ich schwinde
Bis zur späten Nacht,
Laut ich meinem Schöpfer singe,
Der mich treu bewacht.
Wollen mich die Sorgen plagen,
Drückt ein Leid die Brust –
Weiß ich bald sie zu verjagen,
Singe laut in Lust:
- Chor: Weiche Kummer, weicht ihr Sorgen,
Für mich sorget Gott,
Sorgt für heute, sorgt für morgen,
Hilft aus aller Not!
2. Hurtig ich den Schiffel schwinde,
Daß zum Tagesschluß
Ich die Arbeit fertigbringe,
So ist mein Entschluß.
Täglich sollen wir uns mühen,
So des Herrn Gebot:
Nur dem Fleiß'gen wird verliehen
Stets ein Stückchen Brot.
- Chor: Weiche Kummer etc.
3. Wenn ich meinen Schiffel schwinde,
Rege Hand und Fuß,
Oft ich an verschied'ne Dinge
Dabei denken muß:
Wie Jesaja läßt uns wissen,
Daß das Leben wird
Wie ein Faden abgerissen,
Den der Schiffel führt.
- Chor: Weiche Kummer etc.
4. Ja, wenn ich den Schiffel schwinde,
Fällt mir manches bei,
Das ich stets in Einklang bringe
Mit der Weberei.
Hiobs Weberspule mahnet
An des Lebens Schluß.
Mancher Weber es nicht ahnet,
Daß er fort bald muß.
- Chor: Weiche Kummer etc.

5. Daß ich meinen Schiffel schwinge,
Danke ich dem Herrn,
Dem ich drum den Dank auch bringe
Vielemal und gern.
Goliaths, des Spießers, Ende
Glich dem Weberbaum,
Fiel durch eines Knaben Hände
So, man glaubt es kaum.

Chor: Weiche Kummer etc.

6. Will drum meinen Schiffel schwingen
Immer frohgemut,
Weiß, Gott macht's in allen Dingen
Mit mir recht und gut.
Kommt für mich des Lebens Ende,
Mache Schluß ich dann,
Falte freudig meine Hände –
Eile himmelan.

Chor: Weiche Kummer etc.

IV. Hab' Humor!

1. Ich rate jedem, der mit Plagen
Gesegnet ist vollauf,
Der in der Trübsalhitze braten
Muß durch den Lebenslauf,
Der seine Nerven muß verschwenden
An Ärger, Zorn, Empfindlichkeit –
Weil du den Weltlauf nicht kannst wenden,
Humorvoll trag's und sei geschick!
2. Gleich jenem Pastor in der Kirche
Am heißen Sommertag,
Dem eine unverschämte Fliege
Bereitet Last und Plag',
Die der Versuchung widerstehen
Nicht kann – fliegt in den Mund zum Schreck:
Wart, denkt er, dir wird bald vergehen
Der Übermut – und schluckt sie weg.
3. Auch du, mein Lieber, wenn die Grillen
Dir deinen frohen Mut
wegnehmen, dann um Gottes willen
Mach's wie ein Weiser tut:
Verschlucke Grillen, läst'ge Fliegen,
Verschluck den Ärger mit Humor,
Für gift'ge Reden, freche Lügen
Hab immer nur ein taubes Ohr.
4. Schickt dir der blinde Zufall Freuden,
So nimm sie dankbar hin,
Gibt's aber für dich Ärger, Leiden,
Hab einen heitren Sinn.
Pflicht bei doch Salomo, dem Weisen,
Der gründlich nützte seine Zeit
Mit vielen Weibern, feinen Speisen
Und dennoch sagt: 's ist Eitelkeit!

5. Dein Zittern, Zagen, ängstlich Schwitzen,
Dein Schreien: Ka - ra - ul!
Wird dir im Leben gar nichts nützen,
Ist eine leere Null. –
Mach lieber eine frohe Miene
Zum bösen, dummen Spiel;
Die Welt sieh an als eine Bühne –
Spiel gut, doch nicht zu viel!

Der weit über die Grenzen des Wolgalandes hinaus bekannte Professor und Schriftsteller *Peter Sinner* aus Schilling dichtete auch. Zwei Proben seiner Dichtkunst mögen hier in die Öffentlichkeit hinausgehen:

I. Der alte Garten

(Meiner Großmutter selig gewidmet)

Im fernen Tale,
Von Wald umsäumt,
Liegt still der Garten
Und lauscht verträumt
Der Zauberstimme
Der Dämmerzeit,
Dem Grillenzirpen
Von weit und breit.
Ich sitze einsam
Am Gartenhaus,
Schau durchs Gelände
Ins Feld hinaus.
Ein Rosenschimmer
Aus goldner Zeit,
Der fernen Kindheit,
Flimmt um mich heut.
Vor mir ein Reichtum.
Der Mühe Preis,
An reifen Äpfeln,
Gelb, grün und weiß,
Mit zarten Backen,
So rot wie Blut,
Wie Mädchenwangen
Voll Jugendglut ...
Der Abenddämmer
Bricht herein,
Sinkt immer
Trotz Mondenschein.
Und wie verzaubert
Sitz ich nun da;
Die ferne Kindheit
Ist plötzlich nah:
Ich seh als Bublein
Mich hier am Ort,
Unheimlich gruselt's
Mir immerfort.
Und vor mir sitzt nun
Im Mondenschein
Das märchenreiche
Großmütterlein.

Im Flüstertone
 Erzählt sie mir
 Vom schwarzen Pudel,
 Der gehe hier;
 Vom wilden Jäger,
 Der hier im Tal
 Die Luft durchsause
 Mit Peitschenknall:
 „Mit Kettenrasseln
 Und wüstem Schrei
 Des ganzen Trosses
 Saust er vorbei.
 Das G'nick ist allen
 Nach vorn gekehrt;
 So rast er, bis er
 Zum Abgrund fährt...“

Ich höre gleichsam
 Den Märchengraus,
 Der wilden Schützen
 Gepfeif, Gesaus...
 So sitzt und träum ich
 Aus ferner Zeit,
 Die längst entschwunden
 So weit, so weit...

II. Daheim

(Dem Andenken meiner Eltern gewidmet)

Im ärmsten Dörflein
 Am Wolgastrande,
 Da steht ganz draußen
 Am Dorfesrande
 Ein ärmlich Häuslein,
 Ganz schief und klein,
 Mit grünen Läden,
 geputzt und rein.
 Und vorn im Gärtlein
 O blaues Wunder!
 Ganz voller Blüten
 Ist der Holunder.
 (Holunder, volkstümlich für Flieder.)
 Und vor dem Gärtchen
 Zur Dämmerstunde
 Sitzt auf der Torbank,
 Die Pfeif im Munde,
 Ein altes Männlein,
 Gekrümmt, gebeugt,
 Und ihm zur Seite,
 Nach vorn geneigt,
 Ein altes Weiblein,
 Gar emsig strickend
 Und zu den Worten
 Des Greises nickend.
 Gemütlich fließen
 Die leisen Reden:
 Wie sehr ein Regen
 Dem Feld von Nöten...

Die kleinen Enkel
 Zu ihren Füßen,
 Die treiben Feldbau,
 Verteilen Wiesen;
 Sie sä'n und ernten
 Und hegen Sorgen,
 Ob auch die Kühe
 Heut gut geborgen...
 Der Greis beschattet
 Mit hohler Hand
 Die scharfen Augen,
 Schaut weit ins Land.
 „Es kommt ein Fremder
 Dahergegangen,
 Ist wohl ein Städter,
 Hat ein Verlangen,
 Denn längst schon, merk ich,
 Sieht er uns zu...
 Da blickt das Weiblein
 ... (nach jener) Seite,
 Legt weg das Strickzeug,
 Erstrahlt vor Freude.
 Sie eilt dem Fremden
 Behend entgegen,
 Will um den Nacken
 Die Händ' ihm legen:
 „Mein lieber Junge!
 Ja, bist du's denn?
 Wie unerwartet!
 Und ach, wie schön!“
 Ist das 'ne Freude,
 Ein Wiedersehn,
 Daß all' die Nachbarn
 Bald rundum stehn.

Das schiefe Häuschen
 Nebst magern Feldern
 Ist meine Heimat;
 Dies – meine Eltern.
 Doch ach, die Lieben,
 Sie sind nicht mehr;
 Das traute Häuschen
 Scheint mir nun leer.
 Doch ist die Stätte
 Mir lieb und wert:
 Das Land der Kindheit,
 Der Vaterherd. –

VII. Die Kirche

Die wolgadeutschen evangelisch-lutherischen und reformierten Gemeinden stehen unter dem Moskauschen Evangelisch-Lutherischen Konsistorium (jetzt Oberkirchenrat). Sie sind in zwei Propstbezirke eingeteilt: den Bergseiter und den Wiesenseiter Bezirk. Der Bergseiter Propstbezirk enthält 16, der Wiesenseiter 23 Kirchenspiele.

Wenn man die Wolga abwärts fährt von Wolsk bis Katharinenstadt (Marxstadt) und weiter im Süden von Teller bis Neukolonie, so erblickt man auf der Wiesenseite eine ganze Reihe nahe beieinander gelegener Kirchtürme – das sind lauter evangelische und katholische Kirchen. In den Steppen und auf der Bergseite erkennt man die großen deutschen Dörfer von weitem ebenfalls an den hohen Kirchtürmen.

Die Kirchen sind meist im klassizistischen Stil gebaut: Sie haben 4 bis 6 auf einem gemeinsamen Unterbau ruhende Säulen an der vorderen Schmal- und den beiden Langseiten, einen für Schmuck bestimmten, aber leeren Fries mit einem Kranzgewinde darüber, einen Giebel in der Form eines flachen Dreiecks, dessen Feld für ein größeres Bildwerk bestimmt ist, aber gleichfalls leer bleibt, und ein kräftig hervortretendes Giebelgesimse. In den Kolonien ist dieser Stil unter dem Namen „Kontorstil“ bekannt, weil das Saratowsche Kontor für ausländische Ansiedler ihn eingeführt hat. Die meisten Kirchen dieses Stils sind aus Holz gebaut, jedoch gibt es auch einige aus Stein wie z. B. in Katharinenstadt, Warenburg, Balzer, Beideck und Dobrinka. Der meist 2 bis 3 Stockwerke hohe, schlanke Turm schließt mit einer Halbkugel und einer Nadelspitze, auf der über der Weltkugel ein vergoldetes Kreuz prangt.

Vor der Kontorzeit hatten die Kirchen ein sehr bescheidenes Aussehen: ein kleiner, schlichter Holzbau mit kleinen Fenstern und einem niedrigen Turm, der von einer in Form einer Zwiebel geformten Kuppel gekrönt war. Ich habe selbst noch drei solcher Kirchlein erlebt, eine in Messer, die andere in Mirkel und die dritte in Rosenberg. Sie sind alle drei von der Bildfläche verschwunden.

Nach der Aufhebung des Kontors wurde noch eine Zeitlang im Kontorstil weitergebaut, allmählich aber kamen auch der gotische und romanische oder ein gemischter Stil zu Ehren. Die Kirchen dieser Stile wurden ausnahmslos aus Stein errichtet.

Die meisten Kirchen stehen im Winter kalt und werden nicht benutzt. Die Gottesdienste und Amtshandlungen werden im Bethaus gehalten und vollzogen. Das hat seinen Grund einmal in der großen Feuergefahr, wenn man die Holzkirchen heizen wollte, sodann in der Sparsamkeit der Wolgadeutschen und in ihrer

Vorliebe für gediegene Wärme. Wenn sie im Bethaus, das im Lauf der Woche für die Schulkinder geheizt wird, eng beisammen sitzen, und die Temperatur beginnt 20° R. zu übersteigen, dann fühlen sie sich so recht gemütlich. Die dadurch entstehende Stickluft, bei der an Abendgottesdiensten die Lampen und Lichte ausgehen, empfindet der Kolonist nicht als lästig, weil er sie, wie auch die hohe Temperatur, von Haus aus gewöhnt ist.

In der Nähe der Kirche und des Bethauses befindet sich auch das Küstorat und in den Pfarrdörfern auch das Pastorat. Beide Wohnungen werden von den Gemeinden oder Kirchspielen zweckentsprechend gebaut und instand gehalten.

Außer den in der evangelischen Christenheit üblichen Sonn- und Feiertagen haben die Wolgadeutschen noch verschiedene örtliche Feiertage. Da hat sich beispielsweise eine Gemeinde jeden ersten Mittwoch im Monat als Bußtag „gesetzt“, eine andere tut dasselbe mit dem Donnerstag, wieder andere feiern einen „Einwanderungstag“, einen „Choleratag“, einen „Heuschreckentag“ oder einen „Viehseuchentag“ zur Erinnerung an ein Ereignis, durch das die Väter einst tief erschüttert worden sind. Das gegenwärtige Geschlecht kann sich des Ereignisses selbst oft gar nicht mehr erinnern, so weit liegt es schon zurück, aber der Tag ist ihm von den Vätern überkommen und darum heilig. Wenn so ein Feiertag in die Abendmahlzeit fällt, wird auch unbedingt das Abendmahl an ihm gefeiert.

Diese Abendmahlzeiten sind das Frühjahr, zwischen Ostern und Pfingsten, und der Herbst, nach der Ernte. Das Abendmahl soll nämlich immer in der Kirche gehalten werden. Deshalb beginnen die Abendmahlsgottesdienste im Frühjahr mit dem Einzug der Gemeinde in die Kirche und müssen mit ihrem Einzug ins Bethaus im Herbst abgeschlossen sein. Da der Wolgakolonist zweimal im Jahr zum Abendmahl zu gehen pflegt, häuft sich die Zahl der Kommunikanten, namentlich in großen Kirchspielen, wo der Pastor vielleicht nur einmal im Monat die Gemeinde bedienen kann, schier ins Unermeßliche. Fünf- bis siebenhundert Kommunikanten sind in großen Gemeinden die Regel. Manchmal wird aber auch die Zahl Tausend und darüber erreicht. In diesem Fall dauert der Gottesdienst von 9 Uhr morgens

bis 2 oder 3 Uhr nachmittags. Wo in aller Welt gibt es noch so etwas!

Der Sonntag wird in den Wolgakolonien heilig gehalten. Wenn der Wolgadeutsche schon die äußere Sauberkeit um ihrer selbst willen liebt — an körperlicher Reinheit läßt er oft sehr zu wünschen übrig — und wohl täglich sein Haus fegt und die Dielen wäscht, so tut er es am Sonnabend erst recht gründlich, und vor Festtagen müssen die Männer Reißaus nehmen, weil da der „Reinigungsteufel“ in die Weibsleute, das „Lappenvolk“, das „Rockvieh“ fährt. Am Sonnabend wird aber nicht bloß das Haus, sondern auch der Hof und die Straße vor dem Haus so recht sauber gefegt. Frische Wäsche und die Sonntagskleider werden zurechtgelegt, die Stiefel und Schuhe gewischt, kurz, es wird dem Sonntag ein besonderer Stempel aufgedrückt. Haus, Hof und Menschen sollen rein und schön sein; es wird alles beseitigt, was etwa die feierliche Stimmung am Sonntagmorgen verscheuchen oder beeinträchtigen könnte.

Am Sonntagmorgen geht es dann scharenweise zur Kirche; die Straße ist schwarz von Menschen. Jeder hat ein Gesangbuch (oder ein anderes Buch — der Schein muß gewahrt werden!) unter dem Arm (so die Männer) oder in der Hand (so die Frauen). Die Frauen haben im Sommer noch ein „Riechkraut“ im Gesangbuch stecken, im Winter ein weißes Taschentuch. So pilgert diese Schar zwischen dem ersten und dritten Glockengeläute zum Gotteshaus. Nach dem dritten Läuten sind die Straßen alle leer. Es ist unanständig, am Sonntagmorgen einen anderen Gang als den in die Kirche zu tun.

Wir gehen mit und treten in die Kirche ein. Nach einer geräumigen Vorhalle, in der die Treppen auf die Empore untergebracht sind, kommen wir ins Schiff der Kirche. Gegenüber dem Eingang steht der Altar; der kreisrunde Altarraum ist etwas erhöht und von Kanzeln umgeben. Über dem Altar in der mit Gold und Farbenschmuck reich verzierten Wand (eine Nische gibt es selten) ist die Kanzel. Rechts und links vom Altarraum führen zwei Türen in die Sakristei. Eine Reihe hoher, dicker Säulen trägt die Emporkirche, wo sich über dem Eingang der Kirche der Platz für die Orgel und den Chor befindet.

Wir sehen uns die Kirchgänger an. Die Kirche ist gefüllt, meist bis auf den letzten Platz. Nur

im Hochsommer, wenn die Leute auf der Steppe sind, ist das nicht der Fall. Die Männer sitzen auf der einen Seite, die Frauen auf der anderen, und zwar dem Alter nach. Ganz oben, rechts und links vom Altarraum sitzen auf mit rotem Tuch überzogenen Bänken die Kirchenräte und Dorfhonoratioren mit ihren Familien, ebenso die ehrwürdigen Greise und Greisinnen der Gemeinde, dann die folgenden Jahrgänge bis zu der ledigen weiblichen Jugend; die männliche ledige Jugend sitzt auf der Emporkirche, oft auch noch jüngere verheiratete Männer. Diese Ordnung wird so streng eingehalten, daß in manchen Kirchen an den Säulen vor den Bänken sogar Täfelchen mit der Jahreszahl derer angebracht sind, die das Recht haben, in diesen Bänken Platz zu nehmen.

Alles sitzt still und sammelt sich zur Andacht. Da ertönt vom Orgelchor die Stimme des Schulmeisters in die Gemeinde: „Wir singen zum Eingang unseres Gottesdienstes das Lied unter Nr. . .“ oder „Christliche Gemeinde beliebt zum Anfang unseres Gottesdienstes zu singen das Lied unter Nr. . .“, und wenn nach der Predigt ein Vers aus dem Hauptlied gesungen wird, so kündigt es noch mancher alte Schulmeister mit den Worten an: „Wir singen aus dem ‚angesungenen‘ Liede den . . . Vers.“ Liedertafeln sind in der Regel nicht vorhanden. Aber auch da, wo sie schon eingeführt sind, hat sich die Sitte der Ansage des Liedes erhalten.

Nun braust ein vielhundert- oder gar tausendstimmiger Gesang durch die Kirche, daß es einem durch Mark und Bein geht. Die Wolgadeutschen singen gern und singen kräftig. Man sieht manchem an der Röte seiner Gesichtsfarbe an, daß es ihm Ernst ist. Böse Zungen behaupten, sie würden schreien, und erzählen sich Anekdoten: Sie stemmten die Füße an die Bankwand und hielten sich mit beiden Händen an der Bank fest, um nur ja mit aller Kraft singen zu können. Oder sie verbreiten den angeblichen Ausspruch eines Sängers, der sich der Anschaffung einer Orgel mit den Worten widersetzte: „Mei' Gorgel isch mei' Orgel!“ Aber die Wolgadeutschen lassen sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen und singen stramm weiter.

Im allgemeinen ist der Gemeindegang befriedigend. Hie und da hat sich allerdings noch die Unsitte der Schleifer und des Tenorsin-

gens der Frauen erhalten. Aber sie ist im Verschwinden begriffen. Dazu tragen viel die großen Orgeln bei, die neuerdings angeschafft werden, und die kirchlichen Chöre, die von gesangskundigen Schulmeistern geleitet werden und die es wohl in jeder größeren Gemeinde gibt. Sie singen nicht nur zu Festzeiten, sondern immer mit Ausnahme der Sommerzeit, wo der Bauer keine Zeit für etwas anderes als seine Landwirtschaft hat. Wo noch keine Orgel vorhanden ist, vertritt sie ein größeres Harmonium oder ein Posaunenchor.

Während der Liturgie steht die Gemeinde von Anfang bis Ende. Kommt darin der Name „Jesus Christus“ vor, dann machen die Frauen einen Knicks. Im Laufe der Predigt nicken die Zuhörer zustimmend, wenn ihnen darin etwas gefällt, und sprechen die angeführten Bibelstellen laut nach, ein Beweis, wie aufmerksam sie der Predigt folgen. Und Bibelsprüche kennen sie viele . . . Es ist wahrhaftig eine Lust, in den Wolgaskolonien zu predigen!

Wird das Vaterunser gebetet, so wird die große Glocke gezogen. Beim ersten Schlag lassen die zu Hause Gebliebenen alles stehen, falten die Hände und beten das Gebet des Herrn mit. Danach werden die Nudeln in den „Kroppa“ getan und überhaupt das Mittagessen fertig gemacht, damit die Kirchgänger sich sofort nach ihrer Rückkehr an den Tisch setzen können.

Nach dem Gottesdienst geht die Gemeinde in einer bestimmten Ordnung aus der Kirche. Zuerst die Frauen nach dem Alter, dann die Männer. Unterwegs wird wohl über die Predigt gesprochen, wenn einige ergreifende Stellen oder Geschichten darin vorgekommen sind, die die Zuhörer zu Tränen geführt hatten. (Solche Predigten hören die Wolgadeutschen über die Maßen gern.) Oder man geht nachdenklich, in sich versunken seines Wegs, spricht auch über Nebensächliches, wenn die Predigt keinen Anlaß zu Kritik oder Erhebung gegeben hat.

Zu Hause erwartet den Kirchgänger ein Sonntagsgessen, bestehend aus Nudelsuppe oder trockenen Nudeln oder Kraut und Brei mit Schweinefleisch.

Die Wolgadeutschen feiern im allgemeinen keine Familienfeste wie Geburtstage oder Namenstage, Silberne oder Goldene Hochzeiten. So spielen die kirchlichen Feste eine um so größere Rolle in ihrem Leben. Nach ihnen wird die Zeit angegeben und berechnet; von

einem Fest zum anderen „dingt“ man Knechte und Mägde und entläßt sie; an hohen Festtagen kommen die Kinder aus der Stadt zu Besuch nach Hause; man besucht auch selbst seine guten Freunde und Bekannten in den Nachbardörfern, kurz, sie bringen Abwechslung in das Einerlei des bäuerlichen Lebens voll Mühe und Arbeit. Wie das Weihnachtsfest von den Kleinen und für die Kleinen gefeiert wird, wissen wir schon. Die Erwachsenen lassen sich dieses Fest aber auch nicht entgehen. Die ledige Jugend mietet für die Festtage um die Jahreswende, etwa bis zum 6. Januar, den „großen Neujahr“, ein Haus und bereitet sich dort jeden Abend, wenn dem keine Hochzeiten im Wege stehen, ein Tanzvergnügen. Die jungen Männer veranstalteten in dieser Zeit Wettrennen auf der Hauptstraße des Dorfes. Jeder will mit seinen Trabern „groß tun“. Ebenso geschieht das zur Fastnacht. Die Straße ist voll Zuschauer und Kritiker. In der Altjahrsnacht kurz vor Mitternacht wird das alte Jahr „ausgeläutet“. Eine Viertelstunde lang wird mit allen Glocken geläutet, dann wird abgewartet, bis die Uhr zwölf geschlagen hat, und nun wird das neue Jahr „eingeläutet“. In alter Zeit war dies Aus- und Einläuten mit Gottesdiensten verbunden. Der gegenwärtige Pastor von Messer, Eduard Eichhorn, hat sie wieder eingeführt.

In der stillen Passionszeit gibt es keine lauten Hochzeiten und keine Feste. Jeder Freitag, besonders der Karfreitag, ist ein Fastentag. Am Karfreitag (Charfreitag) genießen die Alten überhaupt nichts, ebenso wie vor jedem Abendmahlsgang.

Am Ostermorgen bei Sonnenaufgang ertönt vom Kirchturm herab, vom Posaunenchor geblasen oder vom Sängerkorps gesungen, der Choral: „Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben“. Alle Einwohner des Dorfes versammeln sich bei der Kirche und gehen von dort hinaus auf den Friedhof, der außerhalb des Dorfes liegt. Dort werden Osterlieder – Auferstehungslieder – gesungen, oft auch eine dem Tage entsprechende Rede gehalten, dann begibt sich jeder an die Gräber seiner Lieben, hält ein stilles Gebet und wandert in einer erhebenden Osterstimmung nach Hause, um sich zum Gottesdienst in der Kirche zu rüsten.

Am Nachmittag des Himmelfahrtstages findet vielfach ein Gottesdienst auf dem Friedhof

statt. Von altersher hat an diesem Tag niemand etwas genäht, denn „keine Taube schleppt heute Nest“, nicht einmal ein Knopf wird angenäht, denn den Übeltäter verfolgt sonst an diesem Tage und den ganzen Sommer ein Gewitter, so daß er stets in Gefahr ist, von ihm erschlagen zu werden: der angenähte Knopf (meist aus Messing) zieht den Blitz unwiderstehlich an.

Das Pfingstfest muß als das Hauptfest der Wolgadeutschen bezeichnet werden. Am Vorabend, ja die ganze Nacht hindurch hört man Gesang. Der Sängerkorps und auch andere Gruppen besuchen ihre Freunde, den Pastor, den Schulmeister, auch Kranke und erfreuen jeden durch Gesang von ein bis zwei Liedern unter den Fenstern. Zu Pfingsten ist regelmäßig die Konfirmation der Kinder. Zu Pfingsten kommen die auswärts wohnenden Gemeindeglieder und die Schüler aus der Stadt zu den Ihrigen „Spilla“. Das ganze Dorf ist voll froher Menschen, die singend und lachend sich ihres Lebens freuen. Derselbe Andrang von auswärtigen Familiengliedern findet noch einmal im Herbst zur „Kerb“ statt. Das Wort „Kerb“ ist eigentlich eine Abkürzung des Wortes „Kirchweih“, das Fest hat aber herzlich wenig mit der Kirche zu tun. Schon eher könnte es als Erntedankfest angesehen werden. Es ist aber rein weltlicher Art und wird nicht in allen Dörfern an einem bestimmten Tag gefeiert, sondern die Gemeinden feiern die Kerb nacheinander, immer an einem anderen Sonntag, damit sie sich gegenseitig besuchen können. Da duftet dann das ganze Dorf nach Kräppeln. Für die Jugend ist die Kerb ein tolles Fest. Sie mietet wieder ein Tanzhaus, wo ein paar Nächte hindurch jubelt wird. Leider bleibt es nicht immer beim Jubeln. Die Burschen haben nämlich die Gepflogenheit, ihre gegenseitigen Abrechnungen bis auf die Kerb zu verschieben. Da gibt es oft eine regelrechte Prügelei, bei der manchem der Beteiligten das Jubeln vergeht, manchmal für immer.

Es sei hier noch eines rein weltlichen Festes gedacht, das freilich nur in einer Gemeinde veranstaltet wird, aber doch recht viele aus der Nachbarschaft herbeilockt: das Schützenfest in Katharinenstadt. Es scheint gleich bei der Gründung der Kolonien nach deutschem Muster von der Regierung eingeführt oder erlaubt worden zu sein, um gute Schützen zum

Kampf gegen die Kirgisen und Räuber heranzubilden.

Im Lauf der letzten zwei Wochen vor Pfingsten wird das Fest durch einen Trommler, der täglich die Straßen Katharinenstadts trommelnd durchwandert, angekündigt. Am Nachmittag des zweiten Pfingsttages versammeln sich alle Schützen, die Musikanten und der Trommler beim Kassenwart der Schießhütte, von dort begeben sie sich zur Wohnung des Königs, wo dieser mit den übrigen drei Beamten, dem Kapitän, dem Leutnant und dem Fähnrich sie erwartet. Im Zuge geht es dann

Übersicht über die von den Pastoren gegründeten Anstalten im Wolgaland:

Name:	Gründungs- jahr:	annähernde jährliche Unter- haltungs- kosten:
<i>I. in Katharinenstadt:</i>		
1. Das Handwerkerstift	1865	1 500 Rubel
2. Das Kinderasyl	1874	3 500 Rubel
3. Arbeits- u. Siechenheim	1897	3 000 Rubel
<i>II. in Talowka:</i>		
4. Alten- u. Siechenheim „Bethania“	1891	
5. Waisenanstalt „Nazareth“	1894	5 000 Rubel
6. Diakonissenanstalt	1907	
<i>III. in Gnadental:</i>		
7. Siechen- u. Waisenhaus „Bethel“	1893	3 800 Rubel
<i>IV. in Orłowskoy:</i>		
8. Taubstummenanstalt	1897	4 700 Rubel
<i>V. in Saratow:</i>		
9. Siechenhaus f. Frauen		
10. Waisenasyll f. Mädchen	1899	4 500 Rubel
<i>VI. in Friedenfeld:</i>		
11. Kranken- und Siechen- haus	1899	3 200 Rubel
<i>VII. in Zürich:</i>		
12. Krankenhaus	1903	1 500 Rubel
	Summe:	30 700 Rubel

unter Führung des Königs mit entfalteter Fahne, Trommelschlag und Musik zum Schießplatz. Ein mit Glöckchen und Bändern behängter Clown, „Hansworscht“ oder „Bojaz“ genannt, belustigt durch seine Possen und Scherze die mitlaufende Menge. Der beste Schütze wird König, der nächstbeste Kapitän usw. Alle bleiben in den erworbenen Ämtern bis zum folgenden Schützenfest. Nach dem Schießen wird getanzt, Kegel geschoben, Karten oder Würfel gespielt, vor allem aber gegessen und getrunken. Den gesellschaftlichen Abend veranstaltet der neue König.

An Gelegenheit zu predigen fehlt es den Pastoren auch außerhalb ihrer Kirchspiele nicht. Die Kirche veranstaltet jährlich größere und kleinere Bibelfeste. Die ersten locken Freunde aus allen Kolonien der Berg- und Wiesenseite herbei. Sie werden abwechselnd mal hüben, mal drüben, nach Möglichkeit jedesmal in einem anderen Kirchspiel gefeiert. Bei den kleinen Bibelfesten kommen zwei bis vier Pastoren in einem ihrer Kirchspiele zusammen und suchen ihre Gemeindeglieder für dieses oder jenes Werk der äußeren oder inneren Mission zu erwärmen. Da wird dann über die Heiden- und Judenmission geredet oder aber über die Unterstützungskasse für die evangelischen Gemeinden in Rußland. Oder es wird eine der meist von den Pastoren gegründeten Anstalten im Wolgaland den Gemeindegliedern ans Herz gelegt. Solche Anstalten gibt es mehrere, wie die Übersicht zeigt.

Diese Summe ist zum größten Teil von den Wolgakolonisten aufgebracht worden. Die Talowkaer Anstalten hatten auch viel auswärtige Freunde und Gönner.

Etwa einmal im Monat haben die Pastoren ihr Kränzchen, abwechselnd bei einem von ihnen, um sich wissenschaftlich weiterzubilden. Sie müssen dabei oft Reisen von hundert und mehr Kilometern zurücklegen. Bei dieser Gelegenheit bekommt die Gemeinde stets einen Abendgottesdienst.

Bei Sängereisen oder Visitationen, denen stets ein festliches Gepräge gegeben wird, bei Synoden oder den Konferenzen der „kirchlichen Brüder“ gibt es wieder Gelegenheit, das Evangelium zu verkünden. Und die Gemeinden sind immer begierig, es zu hören. Die Kirche durchdringt das ganze Leben des Wolgadeutschen. Die Kirchenglocke ruft die kleinen Kinder zur Taufe, die Kirchenglocke ruft auch die

Schüler zur Schule, wo sie der Pastor als Schulinspektor öfter besucht und prüft. Die Kirchenglocke begleitet die Konfirmanden und die Brautpaare zum Altar des Herrn; die Kirchenglocke kündigt dem Dorf jeden Todesfall an. Das Todeszeichen wird verschieden gegeben. Ist z. B. in Warenburg ein Kind gestorben, so wird zuerst mit der kleinsten Glocke geläutet, dann mit allen dreien und zuletzt wieder mit der kleinsten. Ist es ein „Leddiger“, so beginnt das „Zeichenläuten“ mit der mittleren Glocke und schließt auch mit ihr, ist es ein „Alter“, d. h. ein verheiratetes Gemeindeglied, so mit der großen. In Messer dagegen wird bei einem Kind mit Unterbrechung dreimal mit der kleinen Glocke geläutet und zum Schluß mit allen dreien, bei einem jüngeren Unverheirateten zuerst mit der kleinen, dann nach einer kurzen Unterbrechung mit der großen, dann wieder mit der kleinen und zum Schluß mit allen dreien. Bei einem älteren Unverheirateten kommt zuerst die große Glocke, dann die kleine, wieder die große und das Zusammenläuten, bei Verheirateten und Alten dreimal die große und zum Schluß alle drei. Die Kirchenglocken geleiten auch den Erdenwanderer auf seinem letzten Weg von seinem Haus bis zur Pforte des Kirchhofs. Die Kirchenglocke wird um zwölf Uhr mittags und um sechs Uhr abends gezogen. Nach ihr stellt der Hausvater seine Uhr.

Beim ersten Schlag nimmt man, wo man steht und geht, Hut oder Mütze ab und verrichtet ein kurzes, stilles Gebet. Die Kirchenglocken geleiten bei Schneesturm einen verspäteten Dorfgenosse nach Hause, die Kirchenglocken rufen bei Feuerschaden die Einwohner des Dorfes zur Hilfe herbei. Bei einem Brand sieht man es gern, wenn der Pastor auch zur Stelle ist. Zwar erwartet man von ihm keine schwere Arbeit, er soll nur dreimal um die Brandstätte herumgehen. Man glaubt, daß dadurch dem Brand Grenzen gesetzt werden. Wenn es in die Ackerei geht, laden die Kirchenglocken die Gemeinde zuerst zu einer Ackerbetstunde ins Gotteshaus. Vorher geht keiner an die Arbeit. Sie wird entweder den Abend vor dem Ausfahrtstag oder am Morgen desselben gehalten. Nach ihr ziehen die Ackerleute alle zugleich aus dem Dorfe hinaus aufs Feld. Die Hausväter stehen mit entblößten Häuptionen und gefalteten Händen am Tor und flehen Gottes Segen auf die bevorstehende Arbeit herab.

Verschließt der Himmel zu lange seine Schleusen, und der Leute bemächtigt sich Angst um das tägliche Brot, so rufen wieder die Kirchenglocken die Gemeinde zu einer Regenbetstunde zusammen, die entweder in der Kirche oder auf dem Felde abgehalten wird. In der „Abmachzeit“ kommen Wagen von der Steppe am Samstagabend nach Hause, um einen Wochenvorrat an Nahrungsmitteln zu holen. Am Sonntag darf aber nicht gefahren werden. So wird denn alles vorbereitet, auf den Wagen gelegt und eingespannt; dann wird gewartet, bis die Abendglocke erklingt. Das Tor wird aufgemacht und die Wagen setzen sich gleichzeitig in Bewegung, und wieder stehen die Hausväter entblößten Hauptes vor dem Tor und begleiten die Davoneilenden mit ihren Blicken und ihren Gebeten um Kraft und Gesundheit für die Arbeiter auf der Steppe. Kein Wunder, daß der Klang der Kirchenglocken seines Heimatdorfes dem Wolgadeutschen lieb und wert ist und das Fehlen desselben einem ausgewanderten Wolgakind oft nagenendes Heimweh verursacht.

Der Pastor und der Schulmeister sind im allgemeinen geachtete Persönlichkeiten. Man fragt sie um Rat und ist meist auch gut beraten. „Der Pastor hat's gesagt“, schlägt deshalb fast jeden Widerspruch nieder. Diese Achtung zeigt sich im Benehmen ihm gegenüber. Macht er am Abend, wenn die Torbank noch besetzt ist, einen Gang durchs Dorf, so erheben sich alle, auch die ältesten, nehmen ihre Kopfbedeckung ab und grüßen freundlich und ehrerbietig. Desgleichen auch die Schulkinder den Schulmeister. Diese Ehrerbietung wird aber auch dem Hauspriester erwiesen. Einem alten Mann geht man auf der Straße grüßend aus dem Wege. Vor einem alten Mann, dem Schulmeister oder Pastor zu rauchen, gilt als unanständig. Wer von den Gemeindegliedern dem Pastor oder dem Schulmeister besonders nahesteht, erfreut sie oft auch mit irdischen Gaben. So bekommen beide von den Hochzeiten und den großen Feiertagen mürbe Kuchen, vom Sauflander (Metzelsuppe) je eine Wurst und dergleichen.

Aber trotz der Achtung und Ehrerbietung kommt es dann und wann zu Unstimmigkeiten zwischen Pastor und Gemeinde. Besonders in zwei Fällen scheint das geradezu unabwendbar zu sein, nämlich in Kirchbau-

und Schulmeisterwahlangelegenheiten. Da gehen die Wünsche und Ansichten beider Teile oft weit auseinander, und es kostet viel Mühe und Geduld, bis die Sachen ans richtige Ziel kommen. Wenn der Pastor die Leute recht zu nehmen weiß, und diese merken, daß man es gut mit ihnen meint, ist der Sieg des Pastors gesichert. Die Leute sperren sich wohl ein wenig, weil es „schö laßt“, aber geben endlich nach und sind zufrieden. Ein Wolgasohn, Pastor Wilhelm Stärkel, Zögling der Basler Missionsschule, hatte seine Eingepfarrten einmal in origineller Weise gepackt. Er nutzte den Glauben seiner Kolonisten an Träume aus, die nicht alle Schäume sein sollen. Nachdem eine seiner Gemeinden sich lange mit ihm und untereinander über einen zu wählenden Schulmeister gestritten hatte und noch immer kein Ende des Streits abzusehen war, begann er eine Predigt folgendermaßen: „Es hat mir die vergangene Nacht geträumt! (Alles horcht auf!) Ich war in der Hölle und wollte gern mal den Satanas sehen. Um mich herum war es stockdunkel. Nur in weiter Ferne erblickte ich einen hellen Schein. Dort, dachte ich, schürt er wahrscheinlich sein Feuer. Ich ging in der Richtung dieses Scheines, und es wurde immer heller und heller, aber den Satanas konnte ich nirgends erspähen. Als ich endlich ganz in der Nähe des Feuers war, entdeckte ich ein kleines Teufelchen, das etwas an seinem Fuß zu tun hatte. An dieses wandte ich mich mit der Frage, wo denn Satanas und seine Engel seien? Ich möchte sie so gerne sehen. „Ja“, sagte das Teufelchen in weinerlichem Tone, „die sind alle in H. . . , dort ist Schulmeisterwahl.“ (Alles duckt sich.) „Ich wäre auch gern mitgegangen, aber ich habe einen kranken Fuß und muß deshalb zu Hause bleiben.“ Am Nachmittag kam die Wahl des Schulmeisters zur Zufriedenheit des Pastors und später auch der Gemeinde zustande.

Daß ein Pastor trotz Achtung und Ehrerbietung auch das Opfer der Spottlust des Volkes werden kann, beweist ein Gedicht über Pastor Jakob Dettling, das freilich mit Hilfe eines Gelehrten (eines gewissen Prof. Ascher, angeblich aus Heidelberg) zustande gekommen sein soll. Pastor Dettling in Messer, ein schlichter, biederer Schwabe, ebenfalls aus der Basler Missionsschule, ein Mann

mit einem rauhen Äußeren und ein mit einer Löwenstimme begabter, gewaltiger Bußprediger, soll es bei Lebzeiten noch zu Gesicht bekommen haben. Es hat folgenden Wortlaut:

Wenn alle Leut noch schlafen,
Hat schon der Herr Paschtor
Gefüttert seine Hühner
Und setzt sich vor sein Tor.
Treibt dann der Hirt die Kühe,
Spricht er ihn freundlich an,
War selbst ja in der Jugend
Ein armer Ackersmann.
So sitzt er manche Stunde
Da draußen auf der Bank
Und ruft bald den, bald jenen,
Die Zeit wird ihm nicht lang.
In jeder Sach und Sorge
Befragt man ihn um Rat,
Er rät so wie ein Vater
Und hilft oft mit der Tat.
Und was im Dorfe vorgeht,
Davon kriegt er Bericht,
Von den Gemeindesachen
Und jeder Klatschgeschichte.
Die Aussaat und die Ernte,
Den Ausdrusch und das Heu,
Viehstürzen, Pferdekäufe
Berichtet man ihm treu.

(Der angebliche Prof. Ascher soll sich viel mit Pferdehandel abgegeben haben.)

Und was er in der Woche
Gehört vor seinem Tor,
Das bringt er drauf am Sonntag
In seiner Predigt vor.
Zu predigen versteht er,
So wie's kein zweiter kann,
Wer ihn noch nicht gehört hat,
Den packt ein Schrecken an:
Macht Augen voller Zornes,
Beschaut ringsum die Leut
Und hebt und hebt die Stimme,
Bis daß er heftig schreit.
Und schlägt auf seine Kanzel,
Das gibt so'n lauten Klang,
Die Nickernden erwachen,
Den Sündern wird es bang.
Dann hallet er die Fäuste
Und schwinget sie mit Droh'n,
So daß erschreckt schon manche
Aus der Kirche flohn.
Am Sonntag nach der Kirchweih
Ist er besonders schlimm:
Das Singen und das Saufen
Erregen seinen Grimm.
So donnert und so droht er
Schon manches liebe Jahr,

Doch ist's in unsrem Dorfe
Noch, wie's von jeher war.
Und er mißgönnt im Grunde
Die Lustbarkeit uns nicht,
Das Donnern und das Drohen
Hält er für seine Pflicht.

Innerhalb der Kirche und im Bunde mit ihr arbeiten die Gemeinschaftsleute, die „kirchlichen Brüder“. Es gab in den Wolgakolonien zwei Perioden der Gemeinschaftsbewegung. Die erste wurde durch die Sareptaner Brüder ins Leben gerufen, die zweite nahm ihren Ursprung in der Molotschna, im früheren Gouvernement Taurien.

Schon im Jahre 1772 begannen einige Sareptaner ihre seelsorgerische Tätigkeit in den Kolonien, so namentlich Scheuerl, Stöckly, Wernitz, Lessig u. a. Die Brüderbewegung begann in Anton, dem Sitz der Aufseher über die Sareptaner Industrieanlagen in den Kolonien. Von hier ergriff sie nach Balzer, dann nach Kutter und Dietel über. Aber mit dem im Jahre 1821 erfolgten Tod Lessigs fand die religiöse Propaganda der Sareptaner ihren Abschluß. Die Bewegung flaute ab und erlosch schließlich ganz. Aber im Jahre 1858 tauchte in Saratow der von Pfarrer Eduard Wüst in Neu-Hoffnung bei Berdjansk bekehrte Bibelkolporteur Forchhammer auf. Er ging von Haus zu Haus und verteilte Erbauungsschriften und Bibeln, die er von dem Agenten der britischen Bibelgesellschaft Chal. Mellville bezog. Dieser kam 1859 in die Kolonien. Auch Forchhammer machte öfters Ausflüge in die Kolonien, wo er schließlich unter dem Namen „Bibelmann“ allgemein bekannt wurde. Von diesen Männern wäre wahrscheinlich eine segensreiche Wirkung ausgegangen, wenn sie sich nicht im Jahre 1860 mit zwei Molotschnaer Mennoniten namens Becker und Barthel verbunden hätten. Diese haben nämlich eine heillose Verwirrung unter den Kolonisten hervorgerufen, indem sie wiedertäuferische Anschauungen verbreiteten und dadurch eine Spaltung in die bisher einheitliche Bewegung brachten. Die Pastoren nahmen nun in Predigt und Seelsorge den Kampf mit diesem Auswuchs in Gemeinschaft mit den treuen Brüdern auf. Pastor Dönhof in Grimm verfaßte sieben Hirtenbriefe gegen sie. Aber das alles wollte nicht fruchten. Da griff Pastor Wilhelm Stär-

kel die Sache von der praktischen Seite an, gab den Brüdern eine Organisation und stellte an deren Spitze als „Evangelisten“ hervorragende, kirchentreue Männer, je einen auf Berg- und Wiesenseite. Eine große Volkstümlichkeit, ja örtliche Berühmtheit erlangte der weit und breit bekannte alte „Bruder Ehers“, der über 50 Jahre lang Evangelist auf der Wiesenseite gewesen ist. Diese Evangelisten bereisten nun die Gemeinden, in denen sich erweckte Brüder und Schwestern befanden, vereinigten sie in „Brüderversammlungen“, stellten an ihre Spitze in der Bibel belesene Ältesten an, einen oder mehrere, welche die Bibel auslegten, so gut sie es verstanden, und gegen die Wiedertäufer kämpften.

Solche Brüderversammlungen gibt es fast in jeder Kolonie mehrere. Die Brüder beaufsichtigten sich gegenseitig. Dazu veranstalten sie von Zeit zu Zeit, gewöhnlich einmal monatlich, eine Vermahnungsstunde, wo sich jeder und jede auf den Tadelstuhl setzen muß. Einmal jährlich gibt es „kleine“ Kirchspielkonferenzen und ebenso einmal jährlich „große“, allgemeine Konferenzen, je eine auf der Berg- und der Wiesenseite, und zwar in Norka und Brunntal. Die Konferenzen werden als Evangelisationsversammlungen angesehen und gerne besucht. In der Regel nehmen auch einige Pastoren an ihnen teil. Durch diese Organisation war es gelungen, die Austrittsbewegung aus der Kirche einzudämmen. Jetzt sind die Brüder die fleißigsten Kirchgänger und bemühen sich, mit dem Christentum Ernst zu machen. Von der kirchlichen Lehre unterscheidet sie ja auch nur die stark hervortretende Vorliebe für die prophetischen Bücher des Alten und Neuen Testaments und damit für die Lehre vom tausendjährigen Reich, die ja freilich auch in den Reihen der kirchlichen Theologen, trotz Luther, viele Anhänger hat.

Als Reste jener Austrittsbewegung dürfen in Anspruch genommen werden: 1. die sogenannten „ausgewangenen Brüder“, die sich von der Kirche getrennt, aber keiner Sekte angeschlossen haben. Sie predigen und vollziehen alle Amtshandlungen an ihren Gemeindegliedern selbst. Sodann 2. einige Baptisten- und Adventistengemeinden. Sie leben von den Abfällen der kirchlichen Brüder, indem sie dort entgleiste Männer und Frauen bei sich mit

großer Feierlichkeit aufnehmen. Eine ganz merkwürdige Erscheinung sind wohl 3. die „Tanzbrüder“, die letzte Sprosse der Austrittsleiter. Sie entstanden in den entlegensten Kirchspielen, die oft ohne einen eigenen Pastor sind. Wenn sie sich warm geredet und gesungen haben, werden sie „vom Geist ergriffen“ und fangen an zu tanzen. Sie singen dazu religiöse Lieder nach irgendeiner bekannten Schleifer- oder Hopsermelodie. Sie tanzen oft bis zur Raserei. Sittliche Vergehen kommen unter ihnen haufenweise vor. Deshalb sind sie auch im Aussterben begriffen. Über sie geht auch ein Spottgedicht um, das demselben Prof. Ascher zugeschrieben wird. Es heißt:

Wir Brüder sind die Frommen,
Die in den Himmel kommen;
Wir haben den Himmel in Pacht,
Ihr anderen, nehmt euch in Acht!
Ihr kommt uns nicht über die Schwelle!
Pakt euch nur fort in die Hölle!
Wir Brüder sind die Stillen,
Die Gottes Wort erfüllen.
Den christlichen Bruderkuß
Die Schwester geben muß.
Bei Tanz und heiligem Sange
Ist uns vor der Hölle nicht bange.
Wir Brüder sind ohne Sünde,
Gleich einem kleinen Kinde,
Und keinen von uns es quält,
Wenn er sich in etwas vergeht.
Dem Wucherer, Betrüger und Diebe
Schenkt Jesus ja gern seine Liebe.

VIII. Krankheit, Tod, Begräbnis

„Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen!“, heißt es in den Wolgakolonien. Aber freilich betrachtet man den Sensenmann von vornherein nicht als Freund, dem man willig folgt, sondern als Feind, gegen den man sich wehrt. Nur in sehr hohem Alter und bei lange anhaltender Krankheit kommt es manchmal vor, daß einer aufrichtig den Knochenmann herbeisehnt. Sonst hat wohl der 80jährige Vetter Risch in Messer recht, der gesagt hat: „Je länger man lebt, desto lieber ist einem das Leben.“ Deshalb trachten besonders ältere Leute, allem aus dem Weg zu gehen, was dieser als Ursache nehmen könnte, weil sie wissen, daß „der Tod eine Ursache haben will“. Sie verrichten keine schwere Arbeit mehr, hüten sich vor Erkältung, „Verkühlung“, und dergleichen, sie spüren überhaupt allen Todesursa-

chen nach und suchen nach Mitteln, ihnen zu begegnen oder sie zu beseitigen. Wer will es dem einfachen Mann verargen, wenn er dabei zu Ergebnissen kommt, die „wissenschaftlich“ oft sehr anfechtbar sind, und Ursachen und Mittel auf Gebieten findet, wo sie die medizinische Wissenschaft gar nicht sucht.

Zunächst versucht auch der Wolgadeutsche, die Entstehung der Krankheiten natürlichen Ursachen zuzuschreiben und ihre Heilung mit natürlichen Mitteln zu bewerkstelligen. Sein Leben in der Natur und sein Beobachtungssinn, z. B. gegenüber Tieren, haben ihn gelehrt, daß in Wald, Wiese und Steppe manches Kräutlein wächst, dem Heilkraft innewohnt; diese Arzneipflanzen benutzt er gern. Die hauptsächlichsten sind folgende:

1. Altee (*altaea officinadis*): gegen Asthma und Brustleiden
2. Baldrian (*Valeriana officinalis*): gegen Aufregung
3. Brennessel (*Urtica*): als Bad gegen Erkältung und zum Peitschen gelähmter Glieder
4. Dill (*Anethum graveolens*): bei Geburtswen, beseitigt falsche und fördert echte Wehen
5. Faulbaum (*rhamnus frangula*): Die Rinde wird als Abführmittel gebraucht, ebenso die Beeren, „Vögelskersche“, „Schmerkersche“ und „Scheißbeeren“ genannt
6. Kamille (*Matricaria Mamomilla*): schweißtreibendes Mittel, als Tee und Bad gebraucht
7. Käsepappel (*Malva rotundifolia*): bei Geschwulst als erweichendes, bei Erkältung als einhüllendes Mittel, auch gegen Wassersucht gebraucht
8. Maiblume (*Convalaria majalis*): gegen Mutterweh, fallende Krankheiten und Herzkrankheiten; Maiblumenessig wird bei Kopfschmerzen angewandt
9. Mohn (*papaver somniferum*): der Samen wird als Schlafmittel bei kleinen Kindern gebraucht
10. Pfefferminze (*menta piperita*): bei Kolik und Durchfall
11. Wilde Rosen (*rosa canina*): Die Hagebutten (*Arschkitzel*) werden getrocknet, nachdem sie im Herbst etwas angefroren sind, und als Tee gegen Husten gebraucht
12. Steinklee (*mellilotus maerorhiza*): erweichendes Mittel als Pflaster

13. Schafgarbe (*achillea millefolium*): bei Wunden und als Stärkungsmittel
14. Flieder (Hollunder genannt; *syringa vulgaris* und *persica*): Die Blüte wird getrocknet und als Tee gegen Husten getrunken. Frische Blätter werden als Zupflaster verwendet
15. Sassafranbaum (*Sassafrav Nees*): Das Wurzelholz dient als schweißtreibendes Mittel; auch bei Husten, Katarrhen und Rheumatismus gebräuchlich
16. Zweizahn (*bidens*): gegen Gelbsucht
17. Quendel, wilder Thymian (*Teekraut*) herbe *Sarpyllis*: bei Wehen gebraucht
18. Tollkraut (*atropa belladonna*): gegen Asthma werden Wurzel und Blätter benutzt; auch als narkotisches Mittel gebraucht
19. Wermut (*artemisia absinthium*): im Mai gesammelt als Tee zur Stärkung des Magens, mit Schnaps angesetzt gegen Fieber benutzt
20. Wasserlilie (*nymphaea alba*): gegen blutige Diarrhöe
21. Kornblume (*centemrea cyanus*): gegen Stiche in der Brust bei Erkältungen, gegen Fieber
22. Helenenkraut oder großer Heinrich-Alaut (*innea helenium*): Abführ- und harntreibendes Mittel
23. Schöllkraut (*chilidonium majus*): Der gelbe Milchsaft wird gegen Warzen und Sommersprossen gebraucht, die Blätter und Blüten getrocknet als Tee gegen Magengeschwüre und Katarrhe
24. Schwarzwurzel (*Skorzomra*): gegen Asthma
25. Süßholz (*polypodium vulgar*): die Wurzeln gegen Würmer

Diese Kräuter werden teils einzeln, teils in einer gewissen Mischung, die meist nur den Volksärzten, den „Brauchern“ und „Braucherinnen“ bekannt ist, verabreicht. Die Kenntnis der Mischung vererbt sich in der Familie von der Mutter auf die Tochter usf. Die Braucherinnen rühmen sich ihrer Heilerfolge: Wo kein Arzt mehr helfen konnte und die Kranken aufgegeben waren, hätten sie noch helfen und das Leben des Kranken retten können.

Während die Kräuterkuren die Beschäftigung der Frauen sind, ist das Schröpfen und Aderlassen die Aufgabe der Männer. Vor Operationen hat der Wolgadeutsche im allgemeinen

eine große Scheu, aber der Aderlaß ist ihm sehr geläufig. „Wo nichts hilft, da rettet ein Aderlaß“, sagt er und wendet ihn an. Das geschieht im März oder April, wenn der Lenz mit Macht hereinbricht. Gebräuchlich ist der Aderlaß bei Vollblütigkeit, Schwindelanfällen, bei angeschwollenen, bläulichen Kopf- und Halsvenen, bei roten, glotzenden Augen und unterdrücktem Herzschlag, bei drohendem Schlagfluß, auch bei Entzündung innerer Organe. Aber manche Kolonisten nehmen diesen Eingriff gewissermaßen als Blutreinigungskur alljährlich im Frühling vor.

Von der Schulmedizin hält der Wolgadeutsche nicht viel. Das mag daher kommen, daß er fast ein ganzes Jahrhundert lang ohne ärztliche Hilfe leben und sterben mußte. Dazu kommt wohl auch noch der Umstand, daß die wissenschaftlich ausgebildeten Ärzte alle von ihm gebrauchten, „bewährten“ Mittel der guten alten Zeit verwarfen und allerlei unbequeme „Neuigkeiten“ wie die Lehre von ansteckenden Krankheiten, die Absperrung der Kranken, diätetische Heilweise und dergleichen „aufbrachten“. Darum begegnet er noch heute diesen Ärzten mit schwer zu überwindendem Mißtrauen.

An ansteckende Krankheiten glaubt der Kolonist noch immer nicht. Deshalb greifen die Epidemien immer stark um sich. Die Kranken werden nicht abgesperrt von den Gesunden, oft können sie auch gar nicht abgesperrt werden; die Besuche bei Bekannten, in deren Hause die Krankheit ausgebrochen ist, werden nicht eingestellt. Fälle von Nichterkrankung eines oder mehrerer Familienglieder in kranker Umgebung sind ihm Beweis genug gegen die Lehre von der Übertragung der Krankheiten. Auch die weit verbreitete Augenkrankheit, das Trachoma, überzeugt ihn nicht davon. So viel die Ärzte auch reden vom besonderen Waschgefäß und Handtuch für die Erkrankten und von öfterem Händewaschen — es bereitet ihm viel zu viel Unbequemlichkeit und ist darum meist in den Wind geredet.

Überhaupt das Waschen und Baden! In die Anstalt Bethanien in Talowka wurde einmal ein 70jähriger Pflegling gebracht. Er sollte nach der Anstaltsordnung zuerst gebadet und gereinigt werden. Da bat er mit herzerweichendem Blick: „Herr Pastor, tut mer doch die Schand' net oh! Verzig Jahr hot mei Leib ka Wasser g'seha!“ Das Baden ziemt sich nicht für alte

Leute. Die Jungen mögen sich damit die Zeit vertreiben. Jugend hat ja keine Tugend.

Eins der Hauptnahrungsmittel in den Wolgakolonien ist Schweinefleisch. Es wird frisch und gesalzen, gekocht und gebraten und besonders als Wurst genossen. Da es das schädlichste Fleisch ist, bekommt der Wolgadeutsche oft frühzeitig einen kranken Magen. Schreibt nun der Arzt eine langwierige zweckmäßige Ernährung vor und entzieht ihm die gewohnte Kost, so sträubt er sich dagegen. Er will nicht lange krank sein, aber noch weniger mag er sich dauernd den Anordnungen eines Arztes fügen. Hilft die verschriebene Arznei nicht bald, so wendet er sich an einen oder mehrere andere Ärzte oder läßt sich von jemandem, der angeblich von derselben Krankheit durch eine bestimmte Arznei genesen ist, diese „verraten“, gebraucht sie getreulich eine Zeitlang, auch wenn seine Krankheit ganz anderer Art ist. Schlägt auch diese Arznei nicht an, kommt er auf sonderbare Gedanken. Seine Krankheit müsse wohl einen geheimnisvollen Ursprung haben, er sei wohl „behext“. Er wendet sich dann an „Hexenbeschwörer“, „Braucher“, „Bespriecher“. Auf gut gemeinte Vorstellungen hin antwortet er wohl: „Patt's (hilft's) nix, so schad'ts nix!“, und begibt sich in deren Behandlung. Folgt auf die wiederholte Kur eines solchen Doktors auch keine Besserung, so kann entweder er den „rechten Spruch“ nicht oder der Kranke hat keinen Glauben an sein Können. Es wird dann ein anderer aufgesucht, der „sei Sach“ besser versteht.

Es gibt unter den Brauchern solche von besonderem Ruf, die den anderen vorgezogen und von weit hergeholt oder besucht werden. Da der Kolonist meist erst dann ärztliche Hilfe sucht, wenn die Krankheit bereits ihren Höhepunkt erreicht hat, befinden sich sowohl die Ärzte als auch die Braucher in der denkbar günstigsten Lage. Entweder stirbt der Kranke, dann bekommen die Angehörigen den Vorwurf, sie hätten den Arzt „zu spät“ bemüht, oder er wird gesund, dann kommt der Heilkünstler oder -pfuscher leicht in den Geruch eines „Wunderdoktors“. Wenn man sich den Mitteln und Arzneien zuwendet, die beim und vom Volk gebraucht werden, so verursachen die Salben, Latwergen, Tränklein und Wurzelpulverchen wohl wenig Bedenken, auch wenn die Bestandteile nicht mit der Apothekerswaage abgewogen und abgemessen sind. Sind

doch die meisten Kräuter auch in der Schulmedizin als Arzneipflanzen verwendet worden und teilweise noch bis auf den heutigen Tag im Gebrauch. Daneben gibt es aber auch solche, über die man nur kopfschüttelnd lächeln kann. Unter diesen befinden sich wieder einige, bei denen sich noch was denken läßt, aber auch viele, bei denen auch der Schein eines vernünftigen Grundes fehlt. Wenn z. B. bei *weißem Fluß* gekochte Eierschalen gepulvert und mit weißen Lilien gemischt, in Kuhmilch aufgekocht, eingegeben werden oder bei *Gelbsucht* eine gelbe Rübe ausgehöhlt, die Höhle mit dem Urin des Kranken gefüllt und die Rübe dann auf glühende Kohlen zum Verbrennen gestellt und erwartet wird, daß nach dem Verbrennen der Kranke geheilt sein werde, so scheint hier die Farbe des Heilmittels eine gewisse Rolle zu spielen. Bei den folgenden läßt sich noch etwas denken —

bei verdorbenem Magen: Nimm Heublumen und siede sie in Wein, lege sie so heiß, wie der Kranke es aushalten kann, auf die Magen-
gegend; nach Abkühlung wieder heiß machen —

bei Blutarmut: Schabe vom alten Eisen den Rost ab und nimm zwei Messerspitzen voll abends und morgens in Franzbranntwein ein —

bei Harnfluß: eine ganze Nußschale, fein gepulvert in warmem Bier zu trinken geben —

bei Zöpfchenfall: Man steckt einen Löffelstiel oder ein Stöckchen ins lange Haupthaar und dreht, bis das Zöpfchen sich hebt; oder man streicht die Mandeln mit Fett hinter den Ohren von unten nach oben, windet den Strumpf vom linken Bein links um den Hals bis zur Genesung.

Was soll man sich aber Vernünftiges denken, wenn verschrieben wird —

bei Harnfluß: Nimm Hechtgalle, Hasengalle, Frauenmilch (unbedingt von einer Wöchnerin) zu gleichen Teilen, mache eine Salbe daraus und streiche sie in die Ohren —

bei Blasenstein: Schlag ein Stück Weinstein in drei Teile, gib dem Kranken eine Messerspitze voll ein, das übrige tu in drei Flaschen, laß den Kranken drei Feiertage nacheinander vor Sonnenaufgang hineinurinieren und vergrabe dann die Flaschen —

bei Zöpfchenfall: Man legt Pfeffer auf einen Löffelstiel und hält ihn unter das Zöpfchen.

Ja, ja: „patt's nix, so schadt's nix!“ Es scheint, als ob dieses Heilverfahren ursprünglich verbunden gewesen wäre mit den — wie soll ich sagen — rein geistigen Heilversuchen, bei denen die verschiedenen Hantierungen gar nicht die Hauptsache, sondern bloß sinnbildliche Zeichen sind. Es kommt auf die Zaubersprüche, die „Bannsprüche“ an, die beim Bestreichen, Reiben, Massieren, Hauchen usw. dreimal hintereinander leise gesprochen, „gebetet“ werden. Diese Bannsprüche haben die Väter noch aus der alten Heimat mitgebracht, wo sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert in mündlicher Überlieferung erhalten hatten. Sie stammen noch aus der heidnischen Zeit unserer Voreltern, wo das Volk die Luft, das Wasser, den Wald und vor allem die eigene Hütte und den eigenen Körper mit guten und bösen Geistern bevölkert sah, die ihm Nutzen oder Schaden bringen konnten. Bei der Christianisierung der Germanen schlüpften diese Zaubersprüche in ein christliches Gewand, indem sich etwa der alte Wotan in den Herrn Jesus Christus, der Donnergott Donar in den heiligen Apostel Petrus oder den Propheten Elias und die segenspendende Göttin des häuslichen Herdes, Frigga, in die helfende Mutter Gottes verwandelten. Die äußeren Hantierungen bei diesen Zaubersprüchen sind wohl Merk- und Erkennungszeichen der guten Götter, die zur Vertreibung der bösen Geister herbeigerufen werden. Wenn beispielsweise über das kranke Glied hinweggeblasen wird, so ist sicher der Sturmgott Wotan gemeint, der den bösen Geist weit, weit forttragen soll. Wird dreimal je ein Funke aus Stein und Stahl geschlagen, so soll Donar, der Gott des reinigenden Gewitters, zu Hilfe kommen. Wird mit der Hand sanft über den kranken Körperteil gestrichen, so ist die zärtliche Göttin des Hauses, Frigga, gebeten, durch ihre gesunde, heilkräftige Hand die unreinen Kräfte und Säfte herauszuziehen. Wird hinterher noch dreimal ausgespuckt, so ist das wohl als Zeichen der eingetretenen Genesung, der Entfernung des bösen Geistes aus dem Leibe zu verstehen.

Den Schluß eines Bannspruches bildet regelmäßig die Formel: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Damit soll wohl die heidnische Handlung der außerkirchlichen Geisterbeschwörung ausdrücklich ins Christliche und Kirchliche umgebogen werden. Vor allem soll diese Formel

wohl den Braucher oder die Braucherin vor der Gefahr schützen, als Ketzer oder Hexe verfolgt oder gar verbrannt zu werden.

Wie in der alten Heimat, so werden die Zaubersprüche auch an der Wolga von Geschlecht zu Geschlecht mündlich überliefert, und zwar vom wissenden Mann einer klugen, weisen Frau und von dieser wieder einem Mann. Das ist das streng beobachtete Gesetz der Überlieferung, dessen Nichteinhaltung die Wirkung des Spruches vernichtet. Der Bannspruch muß unbedingt gereimt sein, denn das Volk glaubt, daß das feierlich gefaßte, gereimte Wort eine besondere Kraft besitze, die bei Segen und Fluch erfolgreich angewandt werden könne. Durch die mündliche Überlieferung sind die Zaubersprüche oft sehr verstümmelt, so daß ihr Sinn, der jedenfalls einmal vorhanden war, nicht mehr gut zu erkennen ist und der Reim nicht immer wohlklingt. Das tut ihnen aber keinen Abbruch, sondern macht sie geheimnisvoller und daher auch heilkräftiger und beliebter. Es gibt deren für jede Krankheit eine ganze Menge.

Schlickser, fixer fahre über den Rhein,
Laß den Schlickser fixer sein +++
(Die drei Kreuze bedeuten die drei
höchsten Namen).

Bei Kopfschmerzen:

Maria ging über das Land,
Sie hat das Buch in der Hand,
Sie kann lesen, sie kann schreiben,
Sie kann das Kopfweh vertreiben. +++
Kopf, bücke dich,
Rücken, in die Höh,
Kopf, tu nicht mehr weh! +++

Bei Geschwulst:

Geschwulst, ich bespreche dich,
Daß Du nicht kommst ohne mich.
Ich treibe dich in wilden Wald,
Da wirst du grau und kalt. +++
Es gingen drei reine Jungfrauen,
Sie wollten eine Geschwulst beschauen.
Die eine sprach: es ist heiß,
Die andere sprach: es ist nicht,
Die dritte sprach: ist es denn nicht,
So komm, unser Herr Jesus Christ. +++

Bei Geschwüren (den zunehmenden Mond betrachtend):

Was ich sehe, das mehrt sich,
Was ich unter meinen fünf Fingern habe,
Das verzehrt sich. +++

Gegen Schmerzen (bei Stichwunden):

Christus ist verwund't,
Das wurde im Himmel kund.
Es geschwillt, es geschwärt nicht,
Das zähl' ich dir zur Böß. +++
(Böß von bösen = büßen =
böten [plattdeutsch] = besser
machen, also Besserung)

Bei kaltem Brand und Rotlauf:

Gift'ge Geschwulst, Feuer und Flammen,
Du sollst stehen, sollst nicht weiter gehen.
Du sollst weichen,
Wie dich die heilige Maria Magdalena tut streichen. +++
Unser Herr Jesus Christus ging den Berg hinauf,
Da begegnete ihm der kalte Brand und Rotlauf.
„Wo willst du hin?“ „Da will ich hin,
In dieses Haus und will fressen
Dem . . . sein Herzl aus.“
„Kalter Brand und Rotlauf,
Das sollst du nicht tun.
Alle Glocken haben geklungen,
Alle Heiligen haben gesungen,
Alle Evangelien sind gelesen,
Und da soll dem . . . sein Herz genesen.“ +++
Petrus lag auf einem Roß,
Unser Herr Christus kam mit seinem Trost,
Er kam mit seiner starken Hand
Und löscht den heißen und kalten Brand. +++
Christus und Petrus gingen durch einen wilden
Da fanden sie ein heilig heißes Kreuz. [Wald,
Sie griffen es mit ihrer schneeweißen Hand,
Damit stillen sie Flatterros' und Schoß
(Hexenschuß). +++

Bei Gicht und Rheumatismus (bei Neumond zu brauchen):

Bist willkommen, du neues Licht,
Vertreib mir dem . . . seine Siebenundsiebziger
bei Gicht. +++

Bei Haarwurm (Flechte):

Jesus ackert. Was ackert er?
Er ackert drei Haarwürmer heraus.
Den ersten weiß, den zweiten rot.
Und den dritten tot. +++
Petrus, Johannes und Elias,
Die gingen übers Feld
Und machten drei Fürchte
Und fanden drei Würme:
Der eine der Haarwurm,
Der zweite der Südwurm,
Der dritte der Talwurm.
Ich gebiete euch, Haut und Haar,
Mark und Bein, Fleisch und Blut,
Daß ihr nicht weiter laufen tut. +++
Adam und Eva gingen miteinander den Berg hinauf.

Fragt Adam: Wo bleibst du?
Haarwurm und Nachtschatten haben überhandge-
Darum kann ich nicht kommen. +++ [nommen,

Bei Nachtbrand:

Nachtbrand, sollst verlöschen
Wie die Kohle in der Aschen. +++

Bei Augenkrankheiten:

Hinkelsgezäppel!
Freßt mir ab meinen Nachtnebel. +++
Es gingen drei schöne Jungfrauen
Durch einen Wald.
Die erste sah den halben Mond,
Die zweite sah den halben Tag,
Die dritte blies das Fell vom Aag (Auge). +++

Bei Stichen in der Seite:

Aharta, Wo willst du hin?
In dem . . . sein Leib.
Was willst du da tun?
Ich will ihm sein Fleisch und Blut aussaugen.
Aharta, das sollst du nicht tun.
Dort in jenem Wald,
Da sein drei Blümelein kalt,
Da sollst du, Aharta, neinfallen bald. +++

Bei Fingerwurm:

Hiob lief über den Mist,
Er schrie gar laut:
Ach, du lieber Herr Jesus Christ,
Diese leidigen Würmer wollen mich fressen.
Sie sein gleich weiß, blau, schwarz, rot,
Sie sollen sein in drei Tagen tot. +++

Bei Herzgespann (Herzbeklemmung):

NN hat das Herzgespann,
Jesus Christus ist der Mann,
der seine Ruh in der Kripp fann. +++
Herzgespann und Anwachs
Weiche von den Rippen,
Wie Jesus Christus
Wich von seiner Krippen. +++

Bei der Motter (Hysterie):

Bärmotter, wo willst du hin?
In dieses Weibes Leib.
Was willst du da tun?
Die Därn zerreißen.
Das Herz abreißen.
Bärmotter, Wermotter,
Das sollst du nicht tun.
Geh' hin an den Ort,
Wo dich unser Herr Jesus Christus
Hin verordnet hat.
Das gebiete ich dir, Bärmotter. +++
Bärmotter, Kreuzmotter, Stoßmotter,
Geh in dein Nest,
Wo du ausgegangen bist. +++

Bei Schlangenbiß:

Die Schlange sticht, die Otter beißt,
Die sich einsticht,
Heilander, Corander, mussander. +++
Bei der Flatterrose:
Du fliegende Rose
Im Kopf und im Auge,
Du sollst weichen,
Wie die Wolken am Himmel streichen,
Du sollst gehen zu Wasser und zu Land,
Wo dich Christus, der Herr, hat hingesandt. +++
Bei Giftrose:
Giftros' und Feuerros', Flatterros' und Flattertasch
und Bräun',
Du sollst gehen über Berg und über Zäun,
Du sollst gehen in die Wüste, in ein hohles Holz,
Da kannst du toben und wüten, wie du
wollst. +++

Der Wolgadeutsche weiß natürlich auch, daß es viel leichter und auch besser ist, einer Krankheit vorzubeugen, als sie zu heilen. Entsprechend seiner Anschauung von der Entstehung der Krankheiten sind auch seine Vorbeugungsmaßnahmen und Schutzmittel. Er hütet sich sorgfältig vor Erkältung, benutzt aber vor allen Dingen verschiedene Amulette als Sicherung vor Krankheiten. Er trägt sie als Ketten um Hals oder Arm, er näht sie in die Kleider ein, oder bringt sie an Körperstellen an, wo sie wirksam sein sollen. Es gibt geschriebene Amulette und gegenständliche, wobei meist nicht ein ganzer Gegenstand, sondern nur ein Teil von ihm verwendet wird. So werden z. B. weiße Korallen gegen schweres Zahnen den Kindern um den Hals gehängt. Die roten Korallen schützen vor Blutsturz, Elentierklauen vor der Fallsucht, Ringe aus Gemshorn oder Blei vor Krämpfen, um die Waden gelegte Kränze von Korkpfropfen, abgesplitterte auf der Landstraße gefundene Pferdehufstücke vor dem sogenannten „Milzstechen“, ein Stück Fuchslunge, in die Kleidung eingenäht, vor Rotlauf, Stahlmagnete vor Nervenleiden. Droht jemandem „das Jicht“ (Gicht), so geht er schweigend auf den Kirchhof, zieht einen „Totennagel“ aus einem Kreuz (den Gichtnagel), geht wortlos mit ihm nach Hause und fertigt einen Ring oder ein Armband daraus an, die er am Finger oder Handgelenk trägt. Vor „bösem Blick“ einer Hexe schützt ihn die Pfote eines Maulwurfs. Hat sich jemand trotz aller Schutzmaßnahmen vor Verhexung nicht hüten können und ist nun neugierig zu erfahren, durch wen er

krank geworden ist, so schreibt er beispielsweise auf ein Messer: Ch. S. B. I. R., legt es sich zur Nacht unter das Kopfkissen und sieht im Traum die Hexe oder den Hexerich.

„Der Alp“ saugt gern an den Brustwarzen neugeborener Kinder, so daß die Brüste anschwellen und sich darin Milch bildet. Er schleicht sich in der Gestalt einer Katze zur Wiege des Kindes. Um dem vorzubeugen, schreibt man mit Kreide an die Wiege und an die Türen, die in das Kinderzimmer führen, einen „Alpfuß“ (Drudenfuß, Pentagramm) und spricht den Bannspruch dabei:

Alp, Dralp, über dem Rhein
Sollst heint nacht weiter sein.
Sollst alle Wässer baden,
Alle Bäume blahen.
Alp, Dralp, über dem Rhein
Sollst heint nacht weiter sein. +++

Ebenso werden die Bettstellen der Erwachsenen noch oft mit Alpfüßen oder Rosen bemalt zum Schutz gegen das Alpdrücken.

Wenn nun aber alle Amulette und Kräuter, alles „Doktern“ und „Brauchen“ nichts mehr helfen will, weil entweder die Feinde zu übermächtig sind oder man selbst zu schwach, zu alt, lebens- und kampfes müde geworden ist, so muß man eben „ins Gras beißen“.

Man kann noch so lange schaben,
Um von der Welt die Hälfte zu haben,
Endlich wird man doch begraben.

Der Wolgadeutsche erreicht, wenn er den Kinderkrankheiten und Epidemien glücklich entronnen ist, meist ein Alter von 60–70 Jahren, aber es gibt auch Leute, die sich eines viel höheren Alters erfreuen. Im Jahre 1909 z. B. sind laut statistischen Angaben der Pastoren von den 9700 Verstorbenen in den evangelischen Gemeinden 176 über 80 Jahre, 11 über 90 Jahre und eine Frau über 100 Jahre alt geworden.

Wenn der Kranke oder dessen Angehörige merken, daß es zu Ende geht, so wird wohl regelmäßig der Pastor gebeten, ihm die letzte Wegzehrung, das heilige Abendmahl, zu reichen, falls er nicht schon kurz vorher bei einer allgemeinen Abendmahlsfeier das Krankenabendmahl empfangen hat. Neben das Bett wird ein Tisch gestellt, mit einem reinen, weißen Tischtuch bedeckt, auf dem Tisch liegt eine Bibel oder ein Gesangbuch. Auch zwei Leuchter pflegen nicht zu fehlen. Nach dem Abendmahl kümmert sich der Sterbende um nichts mehr aus seiner Wirtschaft; er ist um sein Seelenheil besorgt, ist „los von der Welt“.

Das wird als ein gutes Zeichen für seinen Seelenzustand angesehen. Das Gegenteil bereitet den Hinterbliebenen eine Zeitlang nicht geringe Sorge und Unruhe um sein ewiges Los. In der Sterbestunde, die meist ohne schweren Todeskampf verläuft, sind die Angehörigen alle um das Sterbelager versammelt, weinen Abschiedstränen und verrichten stille Gebete. Wenn nach dem letzten Atemzug die Augen des Verschiedenen offen geblieben sind, wird ein Kupferstück so lange auf die zugedrückten Augen gelegt, bis die Augenlider sich nicht mehr heben. Unterdessen begibt sich der Älteste im Hause zum Schulmeister, der die Kirchenbücher führt, zwecks Anmeldung des Todes und Veranlassung des „Zeichenläutens“ und der Beerdigung, falls der Schulmeister die Beerdigung vollziehen soll.

Es ist in den Wolgakolonien Sitte, daß alle Kinder unter dem Konfirmationsalter vom Schulmeister beerdigt werden. Hinsichtlich der Erwachsenen gehen die Gebräuche auseinander. In einigen Gemeinden beerdigt der Pastor alle Erwachsenen, in anderen nur die ganz Alten, etwa die über 60 Jahre alt Gewordenen, in dritten Gemeinden überhaupt nur nach besonderer Aufforderung der Hinterbliebenen oder auf Wunsch des Verstorbenen selbst. In diesem Fall begibt sich der neue Hausvater zum Pastor, um Tag und Stunde der Bestattung zu verabreden. Mittlerweile läutet der Schulmeister oder Glockenläuter das Todeszeichen. Jeder, der es hört, interessiert sich für die Person des Dahingeschiedenen, sagt oder denkt dabei: „Gott gebe ihm die ewige Ruh!“ Im Trauerhaus wird unterdessen die Leiche gewaschen, gekämmt und angekleidet. Als Totenkleid wird der Sonntagsanzug des Verstorbenen verwendet. Dann legt man die Leiche „auf die Streu“. Es wird etwas Sand in einer Stubenecke auf die Diele gestreut, ein weißes Laken darübergebreitet und die Leiche daraufgelegt. In letzter Zeit wird die Leiche auch schon auf eine Bank oder ein Kanapee gelegt. Da liegt sie, bis der Sarg und das Kreuz mit dem Namen, dem Geburts- und Todestag des Verblichenen gebracht wird. Das Kreuz ist schwarz angestrichen, die Buchstaben und Zahlen sind weiß. Der Sarg ist bei Kindern ebenfalls weiß, bei Erwachsenen dunkelgelb oder braun, oft auch schwarz angestrichen. Inwendig ist er mit Sägespänen ausgelegt und mit weißer Marle ausgepolstert; zu Häupten liegt

ein gleichfalls mit Sägespänen gefülltes weißes Kissen.

Totengräber gibt es in den Wolgakolonien nicht. Entweder wird das Grab „der Reihe nach“ von allen Dorfgemeinschaften gegraben, einerlei, ob die Reihenfolge einen Verwandten trifft oder nicht, oder es werden dazu die nächsten und weiteren Verwandten aufgefordert. Diese halten auch nachts die Totenwache bei dem Verstorbenen. Es werden immer mehrere dazu gebeten, damit sie sich gegenseitig wachhalten. Schnaps und Imbiß werden ihnen genügend zur Verfügung gestellt. Sie unterhalten sich zunächst wohl über verschiedene Begebenheiten aus dem Leben des Verbliebenen, zuerst über die ernsten, dann über die heiteren. Damit ist bei mangelndem Stoff der Übergang zu allerhand Anekdoten gegeben. Der Tod vermag eben nicht lange die davon nicht oder weniger Betroffenen im Banne zu halten; er muß dem sieghaften Leben Platz machen. Sobald die Menschen im Hause erwachen, begibt sich die Totenwache nach Hause.

Am Beerdigungstag wird die Leiche ganz still eingesargt. Die Verwandten, Bekannten und Nachbarn strömen herbei; der und jener hat ein Sträußchen in der Hand, im Sommer von lebenden Blumen, im Winter von künstlichen; die werden um die Leiche im Sarg herumgelegt. Die Trauergäste bewirte man mit Schnaps und Kuchen. Dann werden Lieder aus dem Gesangbuch gesungen, bis der Schulmeister kommt. Dieser erscheint nach dem zweiten Geläute. Der offene Sarg wird nun in den Hof getragen und auf die Totenbahre gestellt. Ist ein Photograph zur Hand, so photographiert er die Leiche mit den nächsten Angehörigen. Wieder wird ein Lied gesungen, eine Rede gehalten und schließlich der Sarg unter Gesang zugemacht.

Vier oder sechs Männer nehmen die Bahre auf ihre Schultern, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ein Knabe trägt das Kreuz voran, ihm folgt der Schulmeister mit den Sängern, dann kommen die Männer mit der Leiche, hinter der die Angehörigen gesenkten Hauptes schreiten; die übrigen Gäste folgen. Nimmt der Pastor die Beerdigung vor, so wird die Leiche in die Kirche getragen. Die Schulmeister überlassen dem Pastor gern die sogenannten „schwierigen“ Fälle. Sie verstehen es, die Hinterbliebenen auch dann dazu zu überreden,

wenn der Pastor die Beerdigung nach der örtlichen Sitte nicht zu vollziehen brauchte. Das gibt immer ein Aufsehen im Dorf, und die Kirche ist gefüllt bis auf den letzten Platz. Dasselbe geschieht, wenn ein angesehenes Gemeindeglied, ein Kirchenvorsteher, ein Schulmeister oder dergleichen zu Grabe getragen werden.

Nach der Beerdigungsfeier in der Kirche oder im Trauerhause begibt sich der Leichenzug in der erwählten Ordnung unter Glockengeläut und Gesang zum Kirchhof. Vor dem Kirchhofstor nimmt die männliche Begleitung ihre Kopfbedeckung ab und mit dem Lied

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott bestehn,
Wenn ich in'n Himmel werd' eingehn . . .

geht der Leichenzug durch das Kirchhofstor zum Grab. Dieses wird etwa anderthalb Meter tief gegraben, die Erde an den beiden Langseiten hinter einer niedrigen Bretterwand aufgehäuft. Die freien Plätze am Kopf- und Fußende werden mit Sand bestreut. Oft wird das Grab mit Weißerde getüncht. Am Kopfbende nimmt der Schulmeister Platz, ihm gegenüber die Hinterbliebenen. Die Leiche wird mit dem Fußende gen Osten versenkt, während die Trauerversammlung singt:

Senkt nun den Leib in seine Gruft . . .

oder

Wohlan, die Erde wartet dein,
Geh in der Mutter Kammer ein.
Die Hand der Liebe deckt dich zu.
Sanft sei dein Schlaf und süß die Ruh!

Nun vollzieht der Schulmeister die Funeralien, wenn das nicht schon der Pastor in der Kirche getan hat. Von den Hinterbliebenen wirft jeder drei Hand voll Erde in das Grab, die Bretterwände werden weggezogen und das Grab zugeschüttet. Gleichzeitig singt die Gemeinde:

„Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh“ . . .
oder

„Laßt mich gehen, laßt mich gehen,
Daß ich Jesum möge sehen . . .“

Ist der Grabhügel aufgeschüttet und das Kreuz mit eingegraben (in reformierten Gemeinden wird das Kreuz durch ein Täfelchen ersetzt), wird mit dem Schippenstiel auf ihm ein Kreuz eingedrückt, worauf die Totengräber die Schippen neben den Grabhügel legen, und zwar mit dem Eisenblatt nach dem Kopfbende

und dem hölzernen Stiel nach dem Fußende. Dann nehmen die Männer wieder ihre Kopfbedeckung ab, die sie während des Zuschaufels aufgesetzt hatten, und die Gemeinde singt:

„In Jesu Namen. Amen.“

oder:

„Amen, ja, Hallelujah!
Sei hochgelobt, Herr Jesu Christ,
Daß auch mir durch dich bei dir
Die Stätte schon bereitet ist.
Oh, es freu sich jeglicher
Seines Volkes und tröst' sich dess',
Daß wir in der Ewigkeit
Solln beim Herrn sein allezeit.“

Zum Schluß gehen die Hinterbliebenen einzeln hintereinander dem Alter und dem Verwandtschaftsgrad nach ein- bis dreimal barhäuptig um den Hügel herum. (Rest des altgermanischen Ehrenritts um den Grabhügel des Häuptlings oder Königs.) Beim letzten Rundgang bleiben sie am Kranze stehen und verrichten ein stilles Gebet. Die Anwesenden verhalten sich dabei andächtig und schweigsam.

Hat jemand aus der Begleitung schon ein Liebes auf dem Kirchhof liegen, so besucht er bei dieser Gelegenheit sein Grab und hält wohl auch ein stilles Gebet.

Oft wird auf dem Kirchhof die ganze Trauerversammlung, unter allen Umständen aber die Angehörigen, die Totengräber und die Nachbarn von den Leidtragenden durch den Schulmeister ins Trauerhaus zum Trauermahl, auch Leichenessen oder Tröster genannt, eingeladen. Es besteht bei Wohlhabenden aus Schafsbraten und Reiskreis, bei Ärmern nur aus einer Tasse Kaffee mit mürben Kuchen.

Der Kirchhof bietet, mit vereinzelt Ausnahmen, in den Wolgakolonien keinen erfreulichen Anblick. Nur höchst selten sieht man ein mit einem Holz- oder Eisengitter umzäuntes Grabdenkmal. Die frischen Gräber werden wohl eine Zeitlang mit Papierkronen geschmückt, aber je älter sie werden, desto mehr werden sie vernachlässigt. Der Kolonist denkt eben: Wozu der Aufwand? Hier liegt ja doch nur das von unseren Lieben, was wieder zu Erde werden muß, ihre Seelen sind ja ganz woanders.